

3. Im Druck erscheinen

3.1. Papiere Existenzen: Typographie und Gelehrsamkeit

Es dauert acht Jahre, bis Johann Georg Meusel das überlange 18. Jahrhundert zu einem Ende bringt. Der Herausgeber des Autorenlexikons »Das geleherte Deutschland« schickt der fünften Ausgabe seines Nachschlagewerks, das – so der Nebentitel – »alle jetzt lebenden deutschen Schriftsteller« verzeichnet, bis 1808 nicht weniger als vier Nachtragsbände zum 18. Jahrhundert hinterher. Alle Neuerscheinungen des 19. Jahrhunderts lässt der fleißige Historiker und Bibliograph aus Erlangen¹ währenddessen aus, damit ihm aus dem vorherigen Säkulum bloß niemand entgeht. Doch mit der Zeit muss er die Selbstbeschränkung aufgeben. Denn die Zahl an Publikationen, sie wächst beständig, so dass Meusel auch in seinem berühmten Lexikon die Jahrhundertwende einleiten muss. Der Geschichtsprofessor klagt:

»Ich erlag schier unter dem ungeheuern Anwachs der von mir täglich angemerkteten Materialien. Viele Liebhaber dieses unentbehrlich gewordenen litterarischen Hülfsmittels wurden ungeduldig, und harrten der geordneten Anzeige der seit acht Jahren so vieler tausend vorgefallenen Veränderungen in der Deutschen Schriftstellerwelt sehnsüchtig entgegen.«²

Tatsächlich ist Meusel wiederholt öffentlich ermahnt worden, endlich ein »gelehrtes Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts«³ zu liefern. Mit dem

1 Zur Biographie s. Hans-Otto Keunecke, »Meusel, Johann Georg«, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 17, S. 274f.

2 Hamberger, Meusel, *Das geleherte Deutschland*, 5. Ausg., XIII (1808), S. VI f.

3 [Anonymus], Rez. »Das geleherte Deutschland, elfter Band, fünfte Auflage«, in: *Allgemeine Literatur-Zeitung* 4 (1805), Nr. 297 (13. November 1805), Sp. 301-303, hier: Sp. 303. Das Lexikon gilt im europaweiten Vergleich als einzigartig, siehe dazu Johann Gottfried Eichhorn, *Geschichte der Litteratur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten*, Götting-

13. Band der fünften Ausgabe beginnt für Meusel eine neue lexikographische Zeitrechnung. Die Masse der Neuzugänge des 19. Jahrhunderts erscheint unüberschaubar. »Nur in den drey ersten Buchstaben allein«, so Meusel, »zäh'l ich 328 neue Arbeiter, die zum Theil vielen alten an Geschäftigkeit und an der daher entspringenden Menge der Schriften nichts nachgeben; nämlich im A 60, im B 219 und im C 49.«⁴ Insgesamt schätzt Meusel die Zahl der lebenden Autorinnen und Autoren im Jahr 1808 auf 12.000.⁵ Als 1767 die erste Auflage von »Das gelehrte Teutschland« erschien, verzeichnete Georg Christoph Hamberger, der Begründer und erste Herausgeber, rund ein Viertel dieser Zahl. Die wundersame Vermehrung des »Schriftstellerheers«, wie Meusel zu sagen pflegt, wird von vielen Zeitgenossen aufmerksam registriert, bei Jean Paul finden die Berechnungen von Meusel immer wieder Erwähnung.⁶

Das Schriftstellerlexikon von Meusel zeigt zweierlei: Das Publizieren avanciert um 1800 zu einem sozialen Phänomen, an dem Tausende teilhaben. Und es erhellt, wie Autorschaft sich im »druckpapiernen Weltalter« (SW I,5, 25) konstituiert: mittels Typographie. Nicht nur Texte werden »durch

gen 1805-1812, III.I (1810), S. 557: »Hamberger stiftete 1767 ein gelehrtes Deutschland, das von ihm und nach seinem Tode von Meusel mit solcher Regsamkeit fortgesetzt worden, daß keine Nation sein ganzes Schriftstellerheer sammt dessen Schriften in so vollständigen und genauen Verzeichnissen besitzt.«

⁴ Hamberger, Meusel, *Das gelehrte Teutschland*, 5. Ausg., XIII (1808), S. VII.

⁵ Hamberger, Meusel, *Das gelehrte Teutschland*, 5. Ausg., XIII (1808), S. VIII. Mit welcher Aufmerksamkeit diese Zahl verfolgt wird, zeigt exemplarisch eine Rezension im »Ergänzblatt« der »Allgemeinen Literatur-Zeitung« (ALZ) vom 3. Dezember 1812, in der es um den 16. Band der fünften Ausgabe geht. Unter Einbeziehung früherer Angaben Meusels wird der »Bestand des deutschen Schriftstellerheers auf 12,470, oder nach runder Zahl auf 12,500« summiert, »eine Zahl die sicher nicht übertrieben ist, wenn man bedenkt, wie viele Anonymen [...] unentdeckt und ausgeschlossen bleiben« ([Anonymus], Rez. »Das gelehrte Teutschland, 16. Band, 5. Auflage«, in: *Ergänzblätter zur Allgemeinen Literatur-Zeitung* (1812), Nr. 133 (3. Dezember 1812), Sp. 1057-1064, hier: Sp. 1058.)

⁶ In seine Exzerpte übernimmt er beispielsweise aus der Vorrede zum 12. Band (S. VI) der fünften Ausgabe leicht fehlerhaft diese Staffel: »Meusel: im 1760iger Jahr war 2-3000 Aut.; 1788 an 6000; – 1791 an 7000 – 1806 an 10,648« (Fasz. IIc/41, o.P. [270], Nachlass Jean Paul, *Exzerpte. Digitale Edition*, [IIc-41-1810-1811-0270]). Die Zahl 10.648 bezieht Meusel – anders als von Jean Paul wiedergegeben – auf das »Ende des achtzehnten Jahrhunderts«, während er für das Jahr 1806 von »ungefähr 11,000« Schriftstellern ausgeht. Bereits 1796 hatte sich Jean Paul notiert: »In Deutschl[and] nach Meusel 9000 Autor[en].« (Fasz. IVa/13, S. 40 [336], Nachlass Jean Paul, *Exzerpte. Digitale Edition*, [IVa-13-1796-1797-0336], URL: www.jp-exzerpte.uni-wuerzburg.de (5.9.2019)).

den Weg der Presse in die gelehrte Welt gebohren«⁷, sondern auch menschliche Individuen – als gedruckte Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Das typographische Artefakt verhilft zu einer papiernen Existenz, es fungiert in seiner Materialität als Medium der Initiation wie der Repräsentation. Man muss demnach nicht Texte schreiben, sondern welche drucken lassen, um sich im doppelten Sinn einen Namen zu machen (auch als Anonymus).⁸ Kurz gesagt: Autoren erscheinen im Druck.

Zugleich erfordert es Paratexte wie Titelblätter oder -zeilen, um Bücher zu Daten verarbeiten und ihre Urheber in die Ordnung bio-bibliographischen Wissens einzufügen zu können. In den Philologien sind wir es gewohnt, solche Paratexte als Rahmung von Texten zu betrachten. Dagegen lehrt uns Meusel, sie als Beschriftungen von Artefakten zu erfassen, deren Materialität die Basis einer autorzentrierten Diskursivität darstellt. Weil die »gelehrte Welt« des 18. Jahrhunderts in der Regel nur das registriert, was im Druck vorliegt – mit einem enormen Aufwand an Wissenspraktiken, in der Bildungstradition der um 1800 aus der Mode kommenden Gelehrsamkeitsgeschichte (*Historia literaria*). Vorgeführt wird die papierne Existenz in Jeans Pauls »Leben Fibels« anhand einer Anekdote, der zufolge ein französischer Lexikograph »das Wort *gedruckt* als einen Schriftsteller unter dem Titel Mr. Gedruckt an- und fortführt« (SW I.6, 389).

3.2. Entgrenzung der Gelehrtenrepublik durch Autorschaft

Trotz des literarhistorischen Hintergrunds bedeutet die Fortsetzung von »Das gelehrt Teutschland« im 19. Jahrhundert keinen Anachronismus, ist sie doch einem grundlegenden Wandel der Buchkultur im komplexen Prozess bürgerlicher Vergesellschaftung um 1800 geschuldet.⁹ Dieser Wandel betrifft auch das Konzept der Autorschaft und mithin die Frage, was es um 1800 heißt, gelehrt zu sein. Laut Heinrich Bosse umfasst die *gelehrte Republik* lange Zeit die lateinischen Bildungseinrichtungen, den Buchmarkt sowie alle, die lesen, um zu schreiben, wobei eine klassisch fremdsprachliche Lektüre in Latein

7 Justi, »Die Schriftstellersucht«, S. 165.

8 Siehe auch Stephan Pabst, »Anonymität und Autorschaft. Ein Problemaufriss«, in: ders. (Hg.), *Anonymität und Autorschaft. Zur Literatur- und Rechtsgeschichte der Namenlosigkeit*, Berlin 2011, S. 1-34.

9 Hans-Edwin Friedrich, Fotis Jannidis, Marianne Willem, »Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert«, in: dies. (Hg.), *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert*, Tübingen 2006, S. IX-XL.

vorausgesetzt wird. Daher deckt der Begriff des Gelehrten »eine Reihe von heute ganz getrennten Bedeutungen¹⁰ ab. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts »reißt«, so Bosse, »die alte Wechselbeziehung zwischen Buchmarkt und Bildungswesen«, und zwar durch »unmäßige Autorschaft¹¹. Die »Überdetermination¹² des Gelehrtenbegriffs führt nun zu einer Öffnung auch des Schriftstellerlexikons, insofern als die notorischen »Halbgelehrten¹³ sich ohne sonstige Weihen durch eine Publikation für dieses empfehlen können. »Gelehrtenrepublik heißt also der ganze Haufe von Schriftstellern, sie mögen nun Bücher oder ein Oktavblatt geschrieben haben, Erfinder einer Wissenschaft oder Gelegenheitsdichterlinge seyn«, ist 1782 bei Johann Melchior Gottlieb Beseke zu lesen, ausgerechnet in einem Band, der anonym in der Dessauer »Buchhandlung der Gelehrten« veröffentlicht wird, die Schreibenden gegen Übernahme der Druckkosten zum Selbstverlag verhilft.¹⁴

¹⁰ Bosse, »Die gelehrte Republik«, S. 61.

¹¹ Ebd., S. 66.

¹² Ebd., S. 61, Fn. 40.

¹³ Sie gelten im kulturkritischen Diskurs als Zielgruppe eines als fragwürdig erachteten, unüberschaubaren Publikationswesens, wie eine Polemik aus dem Jahr 1760 zeigt: »Schriftsteller richten sich in unsrnen Zeiten entweder nach dem Geschmack der großen Anzahl der *Halbgelehrten*, oder der Buchhändler, und dieser wiederum nach der Mode. Wenn man gleich auf eine kurze Zeit nachgelassen hat, die Buchläden mit verzweifelten Liebes- und jämmerlichen Mordgeschichten zu spicken; so siehet man bald an deren Stelle wie derum eine Menge abentheuerlicher Lebens- und Reisebeschreibungen verirrter Ritter, Bayern, Tyrolerinnen und dergleichen. Man sollte billig in den Bücherverzeichnissen der Buchhändler solche Art Schriften unter einem Haupttitel, z.E. *Stultitiensachen* bringen, damit die Liebhaber derselben sie beysammen finden und die Gelehrten mit etwas weniger Zeitverlust, die Bücherverzeichnisse durchlesen könnten.« (Johann Carl Conrad Oelrich, *Beyträge zur Geschichte und Litteratur*, Berlin, Stettin, Leipzig 1760, S. 178, Hervorh. T.F. siehe auch Simons, »Von der *Respublica Literaria* zum *Literaturstaat*?«, S. 308f.)

¹⁴ Johann Melchior Gottlieb Beseke, *Vom Patriotismus in der deutschen Gelehrtenrepublik*, Dessau, Leipzig 1782, zit.n. der 2. Aufl., Berlin 1794, S. 82. Beseke erörtert an dieser Stelle, ob Schriftsteller ausnahmslos als Gelehrte bezeichnet werden sollten, wobei er zunächst ausführt, wer der »Gelehrtenrepublik« zuzurechnen ist: »In der eingeschränktesten Bedeutung werden nur die Bürger der Gelehrtenrepublik Gelehrte genannt. Um dieses gelehrte Bürgerrecht zu gewinnen, bedarf es nur einer Schrift; daher die Schriftsteller ausschliessungsweise Gelehrte genannt werden. Der Beweis liegt in jedem Kompendium der Gelehrten geschichte, in jeder Gelehrtenzeitung, in jedem Journal, in jedem Bibliothekensaal. Der gelehrte Prediger, der bey seiner Gemeine den ausgebreitesten Nutzen schafft, sich in den Cirkel seiner Bekannten wegen seiner Gelehrsamkeit, Vertrauen, Liebe, Achtung erworben hat, bleibt der Gelehrtenrepublik, oder

Was aber macht die Teilhabe an der »Gelehrtenrepublik« qua Autorschaft für Tausende so erstrebenswert? In der sozialen Hierarchie des bürgerlichen Standes rangiert die Bildungselite der Gelehrten nicht allzu hoch, wie Gunter E. Grimm betont.¹⁵ Johann Jakob Moser erwähnt in seinem Überblickswerk »Von der Teutschen Unterthanen Rechten und Pflichten« (1774) die 1762 im Fürstentum Hessen-Kassel veröffentlichte und als berüchtigt geltende Rangordnung, in welcher »die Doctores denen (vermuthlich Fürstlichen) Cammerdienern, Büchsenspannern und Küchenschreibern, gleich gesetzt, und dadurch ernidriget worden«¹⁶ seien. Außerdem repräsentieren Bücher die im Angesicht der subjektzentrierten Epistemologien der Aufklärungs-epocha verbrämte *Buchgelehrsamkeit*, insbesondere als Wissensform des Polyhistorismus, dem Grimm auch die »Wissenschaftsgeschichte« und ausdrücklich Nachschlagewerke wie »Das gelehrt Teutschland« zurechnet¹⁷. Grimm weist darauf hin, dass sich mit Johann Heinrich Zedler ein Beförderer aufgeklärten Denkens in seinem »Universal-Lexicon« schon vor der Mitte des 18. Jahrhunderts vom Polyhistorismus abgrenzt.¹⁸ »Die Polyhistorie ist eine Sache, darauf man sich nicht zu legen«, schreibt Zedler. »Denn in allen Theilen der Gelehrsamkeit zeigt sich die Wahrheit in solcher Menge, und die Meditation, so dabey erfordert wird, ist so mühsam, daß das menschliche Leben viel zu kurtz, als daß jemand in vielen Theilen der Gelehrsamkeit zugleich nur mäßige Gelehrsamkeit erlangen sollte.«¹⁹ Zedler markiert aber keineswegs ein Ende des Polyhistorismus, im Gegenteil. 1765 konstatiert

der Gelehrtenwelt ganz unbekannt, so lange er nicht durch irgend eine Schrift den öffentlichen Beweis seiner Gelehrsamkeit gegeben hat. Sein Name und seine Verdienste werden vergessen, ohne daß je in den Annalen der Gelehrsamkeit seiner gedacht würde. Daß die Schriftsteller sich Gelehrte ausschliessungsweise nennen, ist nicht ein Fehler der Selbstsucht, dessen sie leicht von irgend jemanden, der nicht Schriftsteller, aber doch der würdigste Gelehrte seyn kann, beschuldigt werden dürfen, sondern ein Sprachgebrauch, der nichts zwischen wahrer Gelehrsamkeit und Unwissenheit entscheidet.« (Ebd., S. 81f.)

- 15 Gunter E. Grimm, »Vom Schulfuchs zum Menschheitslehrer. Zum Wandel des Gelehrtentums zwischen Barock und Aufklärung«, in: Hans Erich Bödeker, Ulrich Herrmann (Hg.), *Über den Prozess der Aufklärung in Deutschland. Personen, Institutionen und Medien*, Göttingen 1987, S. 14–38, hier: S. 17.
- 16 Johann Jacob Moser, *Von der Teutschen Unterthanen Rechten und Pflichten*, Frankfurt a.M., Leipzig 1774, S. 464.
- 17 Grimm, »Vom Schulfuchs zum Menschheitslehrer«, S. 25.
- 18 Ebd., S. 21–23.
- 19 Johann Heinrich Zedler (Hg.), *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, Leipzg 1731–54, 28 (1741), Sp. 1319.

Friedrich Justus Riedel: »Die Polyhistors sind so häufig, daß beinahe kein Marktfecken mehr ist, der nicht wenigstens etliche aufweisen könnte und die Schriften, die in jeder Messe zum Vorschein kommen, sind unzähllich.«²⁰

Der den *Vielwissern* unterstellte Drang zur Autorschaft ist ein beliebter Gegenstand der Gelehrtensatire der Aufklärung.²¹ Umso erstaunlicher ist der Umstand, dass die als Domäne zweifelhafter Gelehrsamkeit angesehene Autorschaft um 1800 eine offenbar zunehmend reizvolle Subjektform darstellt, so dass mit der bürgerlichen Vergesellschaftung nicht nur eine »unmäßige«, sondern in den Augen vieler Zeitgenossen auch eine übermäßige Autorschaft zu beobachten ist. Friedrich Nicolais Magister Sebaldus Nothanker hatte noch 1773 gefragt: »Wohin soll es mit der deutschen Gelehrsamkeit kommen, wenn der größte Theil der Schriftsteller nicht die Beförderung der Gelehrsamkeit, sondern die Beförderung seines Ruhms und Nutzens sucht.«²² Doch diese Frage schließt schon nicht mehr mit einem Fragezeichen.

Dass die »alte Wechselbeziehung zwischen Buchmarkt und Bildungsweisen« an der Wende zum 19. Jahrhundert noch immer geläufig und durchaus auch prägend ist, zeigen Autorenfiguren wie das Schulmeisterlein Wutz, Quintus Fixlein oder Gotthelf Fibel bei Jean Paul, wenn auch in einer von der Gelehrtensatire vorbereiteten Brechung. Diese Figuren gefallen sich als Gelehrte nach altem Muster. Sie zählen als Schulmeister oder gar Autodidakten jedoch nicht wie der Magister Nothanker zum exklusiveren Kreis der Graduierten. Mit Blick auf ihren sozialen Hintergrund erscheinen diese Figuren vielmehr als Exponenten der von Wehler beschriebenen »Aufsteigerschicht« der »Bürgerlichen«.²³ Und es sind eben diese, die um 1800 in »Das gelehrt Teutschland« drängen. So bemerkt ein Rezensent des Lexikons im Jahr 1795 mit einiger Süffisanz die Berücksichtigung mehrerer Bauern und eines Buchbinders aus Altona, um ferner aufzuzählen: »Unter der hier stehenden Gesell-

²⁰ [Friedrich Justus Riedel], »Umständlicher Beweß, daß im heiligen Römischen Reiche viele Narren sind«, in: ders., *Sieben Satyren, nebst drei Anhängen, gesammlet von N. N.*, [Jena] 1765, S. 241–266, hier: S. 253.

²¹ Wellmanns, *Studien zur deutschen Satire im Zeitalter der Aufklärung*, S. 68–71; Grimm, »Nachwort«, S. 382f.; Gunter E. Grimm, *Letternkultur. Wissenschaftskritik und antigelehrtes Dichten in Deutschland von der Renaissance bis zum Sturm und Drang*, Tübingen 1998, S. 202–205; Košenina, *Der gelehrte Narr*, S. 153–171.

²² Friedrich Nicolai, *Sebaldus Nothanker, Sämtliche Werke – Briefe – Dokumente*, hg. v. Rainer Falk, István Gombocz, Hans-Gert Roloff, Jutta Weber, Berlin, Stuttgart-Bad Cannstatt u.a. 1991ff., 1.1 (2015), S. 69.

²³ Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, I, S. 204.

schaft findet man dieß Mahl auch einen Kaminfeger, mehrere Schulmeister, einen Tabacksfabrikanten, einen Küster, und einen Gärtner.«²⁴

In dieselbe Zeit fällt eine Ausdifferenzierung des Literaturbegriffs²⁵, die sich – wie Andreas B. Kilcher aufgezeigt hat – an einem einfachen Konsonanten festmachen lässt: Aus der *Litteratur* mit Doppel-t, für Meusel der »Inbegriff der Kenntnisse«²⁶ der gesamten Menschheit, weil sie eine »Kunst schriftlicher Aufzeichnung von Wissen im allgemeinen Sinn«²⁷ darstellt, wird um 1800 zunehmend die begrifflich enger gefasste *schöne Literatur*, reduziert um einen Konsonanten. Sie sorgt nicht allein für eine ungekannte Zunahme der Buchproduktion, sondern etabliert in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch einen distinkten, höheren Begriff des Schriftstellers, ein neues Ideal der Individualität. Über dem Schriftsteller rangiert im Bereich der *schönen Literatur* noch der Dichter.²⁸ »Das gelehrte Deutschland« entwickelt sich vor diesem Hintergrund vom »litterarischen Hülfsmittel« zu einem *Who is who* einer sich entgrenzenden Gelehrtenrepublik. Das Schriftstellerlexikon präsentiert ein »Konglomerat« von »Bürgerlichen«, die – so Karl Eibl aus systemtheoretischer Perspektive – »Individualität durch Exklusion, durch Rollendifferenz und -bewußtsein« herstellen, was vor allem bedeutet, dass sie verschiedene Rollen anzunehmen im Stande sind.²⁹

Eibl beschreibt eine gesellschaftliche Dynamik, die für die vorliegende Arbeit zentral ist. Denn: Autorschaft wird hier als Subjektform betrachtet, die

24 [Kmr.], Rez. »Fünften Nachtrags...«, Sp. 783.

25 Siehe Simons, »Von der *Respublica Literaria* zum Literaturstaat?«. Simons arbeitet auch heraus, dass die »Öffentlichkeit des Drucks« ein »verwirrendes egalitäres Ethos der Kollegialität durch[setzt], in dem alte Wissensgrenzen und alte Autoritätsgefüge nicht mehr gelten«, wodurch nebenbei das »ubiquitäre Zitieren nun plötzlich zur proliferierenden Praxis wird« (Ebd., S. 300).

26 Johann Georg Meusel, *Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit*, Leipzig 1799-1800, I (1799), S. 276.

27 Andreas B. Kilcher, »»Litteratur«. Formen und Funktionen der Wissenskonstitution in der Literatur der Frühen Neuzeit«, in: Frank Grunert, Anette Syndikus (Hg.), *Wissensspeicher der Frühen Neuzeit. Formen und Funktionen*, Berlin, Boston 2015, S. 357-375, hier: S. 360.

28 Hans Jürgen Haferkorn, »Der freie Schriftsteller. Eine literatur-soziologische Studie über seine Entstehung und Lage in Deutschland zwischen 1750 und 1800«, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 5 (1963), Sp. 523-711, hier: Sp. 527. Haferkorn beleuchtet an derselben Stelle auch die Herkunft des Wortes »Schriftsteller«, das in seinem heutigen Gebrauch erstmals 1723 nachgewiesen und 1748 von Klopstock in seiner »Sprachkunst« aufgegriffen worden sein soll (Ebd.).

29 Eibl, *Die Entstehung der Poesie*, S. 44.

sich Individuen in sozialen Praktiken aneignen. Damit ist allerdings keine Festschreibung einer sozialen Rolle verbunden, sondern Autorschaft stellt eine Subjektform neben anderen dar. Gerade in der Pluralität von Rollen liegt, wenn man Eibl folgt, auch die Modernität von Individualität begründet, wobei mit Blick auf den Gegenstand dieser Arbeit festzustellen ist, dass Autorschaft als Subjektform um 1800 besonders geeignet erscheint, das »Bürgerliche« in dieser Hinsicht zu befördern, weil sie sich nicht mehr in die überkommene ständische Ordnung fügt. Genau deshalb stellt Autorschaft, wie Meusel sie begreift, aus der Sicht der katholischen »Oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung« auch ein Skandalon dar, weil sie zu einer fragwürdigen »Gesellschaft« führt. Es ist bemerkenswert, mit welchen Strategien versucht wird, aus den Tausenden im Lexikon ein Kollektiv zu bilden. Dieses Untfangen wird in der Rezeption häufig aufgegriffen, etwa durch die verbreitete Rede vom »Schriftstellerheer«. Aber die Leistung von Meusel besteht vor allem darin, in der konsequenten Verbindung von Biographie und Bibliographie die Buchkultur zu einem Schauplatz bürgerlicher Subjektivierung und Individualität zu machen. Autorschaft bedarf in diesem Zusammenhang nicht allein rezipierbarer Texte, sondern ebenso sozialer Praktiken, die sich auf Bücher und dabei in erster Linie auf Artefakte und Paratexte beziehen. Ein Kennzeichen der besagten »Gesellschaft« ist also, dass für ihre Einheit in der Vielheit nicht entscheidend ist, über was jemand schreibt. Im Lexikon findet so ziemlich alles und jeder Platz, solange etwas Gedrucktes vorliegt.

Möglich wird dies vor allem durch das besondere Auswahlverfahren des Lexikons. Meusel entscheidet nicht unter kritischen Gesichtspunkten, wer in seinem Nachschlagewerk erscheint. In einem anonymen Brief aus Jena, den der Herausgeber eingehend erörtert, muss er sich vorhalten lassen, »von den 10,000 Schriftstellern im gel. Teutschl. wären kaum 50 der Aufnahme in ein solches Werk werth«.³⁰ Obwohl auch Meusel die Vielschreiberei beklagt, hält er am Prinzip des Lexikons fest. Im Vorwort zur zweiten Ausgabe hatte bereits Hamberger erklärt, dass eine kritische Auswahl der Absicht des Werks widerstreite.³¹ Das entscheidende Kriterium für die Aufnahme in *Das gelehrte Deutschland* ist tatsächlich: der Druck eines umfangreicheren Textes. Daher bezeichnet Meusel die von ihm verzeichneten Schriftsteller mit Blick auf

³⁰ Hamberger, Meusel, *Das gelehrte Deutschland*, 5. Ausg., XIII (1808), S. XV.

³¹ Hamberger, Meusel, *Das gelehrte Deutschland*, 2. Ausg., I (1772), [S. II].

das Buch als Leitmedium zeitgenössischer Druckkultur auch als »Büchermacher«.³²

3.3. »Schriftstellersucht« und Büchermarkt um 1800

Die ansteigende Zahl der Schriftsteller korrespondiert mit der rasanten Entwicklung des Buchmarktes im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Es wird in diesen Jahren in den deutschsprachigen Ländern mehr gedruckt als je zuvor: Zwischen 1765 und 1800 steigt allein die Zahl der zur Leipziger Buchmesse angezeigten Neuerscheinungen von 1.517 auf über 4.000 an.³³ Daneben werden in beträchtlicher Zahl neue Zeitschriften und Zeitungen aus der Taufe gehoben.³⁴ Das Buch dient in diesem Zeitraum immer weniger rein akademischen Zwecken. Es entsteht ein bürgerliches Publikum und mit ihm eine veränderte Nachfrage – hinsichtlich des Inhalts, aber auch der Materialität von Büchern. Vor allem die »Schönen Künste und Wissenschaften« erschließen sich höhere Marktanteile: Von 1740 bis 1800 wächst ihr Anteil am »Gesamtbuchmarkt«, so Hans Erich Bödeker, von sechs auf immerhin 22 Prozent. Insbesondere auf den lange der Historiographie zugerechneten Roman entfallen die größten Zuwachsrate.³⁵

»Man liest selbst da, wo man vor zwanzig Jahren noch an kein Buch dachte. Nicht allein der Gelehrte, nein auch der Bürger und Handwerker beschäftigt sich mit Gegenständen des Nachdenkens, welche sonst ausschließlich dem ersten zu gehören schienen«, registriert das in Erlangen erscheinende »Neue Archiv für Gelehrte, Buchhändler und Antiquare« im Jahr 1795.³⁶ Johann Gottlieb Fichte resümiert in seiner Antrittsvorlesung »Ueber das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen auf dem Gebiete der Freiheit«, die er als neuer Professorenkollege von Johann Georg Meusel im Sommer 1805 an

³² Meusel beansprucht die Bezeichnung »Büchermacher« für sich (s. Hamberger, Meusel, *Das gelehrt Teutschland*, 5.XII (1806), S. LXIX), was anhand des Eintrags »Büchermacher« im *Deutschen Wörterbuch* aber nicht zu belegen ist (Jacob und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Leipzig 1854ff., II (1860), Sp. 473.).

³³ Raabe, »Der Buchhändler im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland«, S. 275, 282.

³⁴ Bödeker, »Die bürgerliche Literatur- und Mediengesellschaft«, S. 503.

³⁵ Ebd. 502f., s.a. zur Einordnung des Romans, Simons, »Von der Republica Literaria zum Literaturstaat?«.

³⁶ [Anonymus], »Ueber den Begrif und den eigenthümlichen Zweck des Buchhandels«, in: *Neues Archiv für Gelehrte, Buchhändler und Antiquare* 1 (1795), S. 293-324, hier: S. 295.

der Universität Erlangen hält: »An die Stelle anderer, aus der Mode gekommener Zeitvertreibe trat in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Lesen.«³⁷

Das Lesen findet seine Entsprechung in einem auf Autorschaft abziegenden Schreiben, wie sich an einem kulturpessimistisch gefärbten Begriffs-paar aufzeigen lässt: Neben die *Lesesucht* tritt die *Schriftstellersucht*, wobei die Phänomene gesellschaftlich andere Proportionen aufweisen. Rudolf Schenda schätzt den Anteil der potenziellen Leser an der Bevölkerung Mitteleuropas an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert auf ein Viertel.³⁸ In diesen Jahren liegt die Bevölkerungszahl im Römischen Reich deutscher Nation zwischen 24 und 30 Millionen Menschen³⁹, so dass man hier von mindestens sechs Millionen Lesern ausgehen könnte – mit unterschiedlichsten Fertigkeiten und Möglichkeiten bezüglich der Lektüre, aber auch des Schreibens.⁴⁰ Jean Paul geht mit dem Orientalisten, Philosophen und Schriftstellers Ignaz Aurelius Feßler von einer weitaus geringeren Zahl aus, nämlich 300.000 deutschsprachigen Lesern (SW II.2, 831)⁴¹, von denen – folgt man Meusel – etwas mehr als drei Prozent selbst als Schriftsteller in Erscheinung treten. Trotzdem suggerieren die zeitgenössischen Klagen über die *Schriftstellersucht*, dass es sich dabei um ein Massenphänomen handelt.

37 Johann Gottlieb Fichte, *Ueber das Wesen des Gelehrten, und seine Erscheinungen auf dem Gebiete der Freiheit, Gesamtausgabe*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1962-2012, I,8 (1991), S. 37-139, hier: S. 133.

38 Rudolf Schenda, *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910*, Frankfurt a.M. 1970, S. 444. Zur Kritik an dieser vielzitierten Berechnung siehe u.a. Ernst Hinrichs, »Zur Erforschung der Alphabetisierung in Nordwestdeutschland in der Frühen Neuzeit«, in: Anne Conrad, Arno Herzig, Franklin Kopitzsch (Hg.), *Das Volk im Visier der Aufklärung. Studien zur Popularisierung der Aufklärung im späten 18. Jahrhundert*, Hamburg 1998, S. 35-56, hier: S. 37f.

39 Georg Schmidt, *Wandel durch Vernunft. Deutschland 1715-1805*, München 2009, S. 255.

40 Siehe dazu Reinhard Wittmann, »Gibt es eine Leserevolution am Ende des 18. Jahrhunderts?«, in: Roger Chartier, Guglielmo Cavallo (Hg.), *Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm*, Frankfurt a.M. 1999, S. 419-454

41 Jean Paul bezieht sich auf Berechnungen des Orientalisten, Philosophen und Schriftstellers Ignaz Aurelius Feßler, die im Original leider nicht ausfindig zu machen waren. In Jean Pauls Exzerpten findet sich dazu der Eintrag: »153 Feßler: 300,000 Leser« (Fasz. IIc/33, o.P. [152], Nachlass Jean Paul, Exzerpte, Digitale Edition, [IIc-33-1801-1802-0152], URL: www.jp-exzerpte.uni-wuerzburg.de (6.9.2019)). Da Jean Paul im Jahr 1801 mit Feßler in Berlin persönlich bekannt war (hier traf er Fichte), könnte der Eintrag auf ein Gespräch zurückgehen (HKA III.4, S. 40).

Bereits Johann Burchard Mencke, der das von Christian Gottlieb Jöcher fortgeführte »Compendiöse Gelehrten Lexicon« begründete, wettert in seinen »Zwey Reden von der Charlatanerie oder Marcktschreyerey der Gelehrten« (1713/15) gegen solche Vertreter dieses Standes, die es »ihre vornehmste Sorge seyn lassen, daß ihre unnütze Arbeit in den Buchläden forne an liegen, und ihr unwürdiger Namen in allen Bücher-Registern fein offte wiederholet werden möge«⁴². Mencke führt dies auf die »Schreibsucht« zurück, was begrifflich insofern nicht ganz treffend erscheint, als sich diese Sucht nicht auf ein Schreiben bezieht, das auch in der Abgeschiedenheit der Studierstube stattfinden könnte, sondern eindeutig auf die Publizität der Autorschaft. Dies wird deutlich, wenn Mencke anmerkt, dass »unzeitiger Ehr-Geitz« bei manch Betroffenen soweit führt, dass sie ihre Schriften »auf ihre eigne, und zwar nicht geringe Unkosten drucken lassen«⁴³. Als warnendes Beispiel wird der italienische Gelehrte Ulysses Aldrovandus (1522–1605) angeführt, der sein gesamtes Vermögen in den Druck seiner Werke investiert habe.

»Man könnte eine schöne medicinische Abhandlung von den Modekrankheiten des achzehndten Jahrhunderts schreiben«, heißt es einige Jahrzehnte später in den »Skribleriana«, die 1765 in dem Band »Sieben Satyren nebst drei Anhängen, gesammlet von N.N.«, erscheinen.⁴⁴ Hinter der ausgestellten Leerstelle des »N.N.«, des »Nomen nominandum«, verbirgt sich Friedrich Justus Riedel, der nach seiner Berufung zum Professor für Ästhetische Wissenschaften im Jahr 1768 in Erfurt zu einer Gruppe aufstrebender Gelehrter um Meusel, Christoph Martin Wieland und Carl Friedrich Bahrdt gehört.⁴⁵ Riedel zählt auf, welche Krankheiten er in die »schöne medicinische Abhandlung« aufnehmen würde: »Die Schreib- und Autorsucht, die Titelseuche, die poetische Wuth, die Demonstrirsucht, das Elektrisirfieber, die galanten Krankheiten, die Vapeurs, die Hypochondrie und andere Pestilzen würden darinnen ihre Stellen finden.«⁴⁶ Unter den »Modekrankheiten des achzehndten Jahrhunderts« rangiert die »Schreib- und Autorsucht« bei Riedel also an erster Stelle, wobei er im Vergleich mit Mencke eine auffällige Differenzierung

⁴² Johann Burchard Mencke, *Zwey Reden von der Charlatanerie oder Marcktschreyerey der Gelehrten*, Leipzig 1716, S. 45.

⁴³ Ebd.

⁴⁴ [Riedel], »Skribleriana«, S. 298 [16].

⁴⁵ Michael Zaremba, *Christoph Martin Wieland. Aufklärer und Poet. Eine Biografie*, Köln, Weimar, Wien 2007, S. 142.

⁴⁶ [Riedel], »Skribleriana«, S. 298 [16].

vornimmt und in eine Konjunktion fasst, was gemeinhin als begrifflich deckungsgleich angesehen wird. Die »Autorsucht« erscheint bei Riedel jedoch nicht deckungsgleich mit der »Schreibsucht«.

Etwa zur gleichen Zeit wie Riedel behandelt Johann Heinrich Gottlob Justi »Die Schriftstellersucht, eine gefährliche Krankheit der gelehrten Anfänger« (1760). »Alle nützliche Wahrheiten und Entdeckungen erhalten wir durch den Weg des Druckes; und es ist fast das einzige Mittel berühmt zu werden«, ist eingangs zu lesen, ehe die aus dieser Konstellation erwachsende »Begierde, durch das Bücherschreiben berühmt in der Welt zu werden«, in der Satire eingehend pathologisiert wird. Harmlos nimmt es sich noch aus, wenn das Erzähler-Ich schildert, wie es nach einem halben Jahr auf der Universität ein »vortrefflich Buch« verfasst, in dem ausgerechnet dargelegt wird, »wie alle Krankheiten des menschlichen Körpers auf eine leichtere und kürzere Art zu heilen wären«. Dieses Manuskript will der Student gedruckt sehen: »Ich wanderte damit voller Freuden zu einem Buchhändler, und bildete mir nichts gewisser ein, als 24 Ducaten, so viel Bogen war es ungefähr, mit zurück zu nehmen.«⁴⁷ Doch der Buchhändler lehnt ab.

Im Anschluss beschreibt Justi »einige Kennzeichen dieser abscheulichen Krankheit«, der Schriftstellersucht, die sich durch »große Beschwerungen im Halse« ankündigt, denen weitere Symptome folgen, bis die »völlige Krankheit« mit »heftigen Convulsionen der Hand und der Finger«⁴⁸ ausbricht, besonders stark in räumlicher Nähe zu Schreibmaterialien:

»Ich habe angemerkt, daß das weiße Papier dem Patienten sehr schädlich ist. Man kann es ohne Mitleid nicht ansehen, mit was vor Geschwindigkeit die Heftigkeit der Schmerzen Hand und Finger beweget: so bald sie sich denselben nähern.«⁴⁹

In der Satire von Justi zeigt sich die »Schriftstellersucht« in einer Abfolge körperlicher Beschwerden, die im Zusammenhang mit Aktivitäten auftreten, die dazu dienen sollen, die Betroffenen als Gelehrte zu exponieren, nämlich Reden und Schreiben, wobei Letzteres auf gedruckte Bücher ausgerichtet ist. Kurieren sollen die Krankheit eine »vortreffliche Mixtur, die Selbsterkenntniß« genannt wird, ein ausgedehntes Studium, aber schließlich auch

47 Justi, »Die Schriftstellersucht«, S. 165.

48 Ebd., S. 168, 169, 170.

49 Ebd., S. 170.

die Einsicht in den überschaubaren Statusgewinn, den Bücher einbringen.
Das Erzähler-Ich richtet sich direkt an die Betroffenen:

»Ich muss Ihnen demnach sagen, daß das Bücherschreiben bey weiten nicht so viel Ehre zuwege bringet, als sie sich einbilden. Man kann nicht läugen [sic!], daß ein wohlgeschriebenes Buch seinem Urheber Ehre macht. Allein diese Ehre verstehtet sich nur von der gelehrten Welt: und auch hier ist diese Ehre sehr geringe.«⁵⁰

Andreas Reckwitz hat deutlich gemacht, dass soziale Praktiken immer eine Körperlichkeit besitzen. »Eine Praktik«, so Reckwitz, »besteht aus bestimmten routinisierten Bewegungen und Aktivitäten des Körpers. Dies gilt ebenso für intellektuell anspruchsvollere Tätigkeiten wie die des Lesens, Schreibens oder Sprechens.«⁵¹ Diese Körperlichkeit umfasse die beiden Aspekte einer *In-korporiertheit* von Wissen und der *Performanz* des Handelns.⁵² Durch diese Folie lässt sich das Krankheitsbild der »Schriftstellersucht« lesen, und zwar als ein vermeintliches Gebrechen an Praktiken, deren Körperlichkeit in der Regel nicht als charakteristisch angesehen wird, in der Satire jedoch im Fokus steht. Texte treten bei Justi in den Hintergrund, zumindest werden sie in keiner Zeile als das bestimmt, als was sie in den folgenden Jahrzehnten selbstverständlich angesehen werden: Produkte des menschlichen Geistes. Stattdessen verdeutlicht die durchgängige Körperlichkeit der beschriebenen Praktiken, zu der sich die Materialität der Bücher passend verhält, die soziale Dimension der Autorschaft zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Dass es in dieser Dimension auf Anerkennung und durch soziale Rollen hergestellte Relationen ankommt, zeigt der von Justi angestellte Vergleich zwischen der gelehrten Welt und einer anderen Sphäre des gesellschaftlichen Lebens anhand des Ehrbegriffs:

»In der bürgerlichen Welt [...] hat ein Schriftsteller, als ein solcher nicht die geringste Ehre zu gewarten, die Ungelehrten und der Pöbel bekümmern sich um eine Sache wenig, die sie nicht verstehen, und die sie nichts angehet: und selten, daß sie einmal davon Nachricht haben. Bey diesen Leuten macht uns nichts Ehre oder Ansehen, als Ehrenstellen, Titel, Reichthümer, und höchstens eine vernünftige und geschickte Aufführung. Wir werden aber nicht um

⁵⁰ Ebd., S. 170, 171.

⁵¹ Reckwitz, »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken«, S. 290.

⁵² Ebd.

ein Haar vornehmer, wenn wir gleich hundert vortreffliche und witzige Bücher schreiben.«⁵³

An das »Bücherschreiben« knüpfen sich somit Erwartungen, die Justi zufolge nicht erfüllt werden, weder im agonal strukturierten Raum der gelehrten noch unter den völlig anderen Bedingungen der bürgerlichen Welt. Trotz der angezeigten Materialität werden Bücher in der Satire relativ abstrakt im Hinblick auf ihre Funktion beschrieben. Unstrittig ist dabei die konstitutive Bedeutung des Drucks für den Status des Schriftstellers, wie die ersten Seiten der Satire belegen, allen voran die Schilderung, wie der Student von einem Buchhändler abgewiesen wird.

Justi untermauert diese Bedeutung des Drucks für die Autorschaft, wenn es bei ihm heißt, dass Werke »durch den Weg der Presse in die gelehrt Welt gebohren werden«⁵⁴. An dieser Formulierung sind gleich mehrere Aspekte hervorzuheben, angefangen damit, dass der Druck als Passage vorgestellt wird, als ein vermittelnder »Weg«, der »in die gelehrt Welt« führt, wobei herauszustellen wäre, dass die »Presse« diesen Weg nicht ebnet, sondern ihn selbst darstellt, im Sinne eines Mediums. Doch gelangen Werke »durch den Weg der Presse« nicht einfach »in die gelehrt Welt«, vielmehr wählt Justi für ihren Eintritt das bemerkenswerte Bild, dass sie in die offenbar exklusive Sphäre »gebohren werden«. Damit ist im Grunde nicht gesagt, dass Werke außerhalb dieser Sphäre nicht existieren, aber als Werke nehmen sie ihren Anfang in der *gelehrten Welt* nach Auffassung von Justi »durch den Weg der Presse«. Nicht unterschlagen werden sollte die Passiv-Konstruktion (»gebohren werden«), die sich so deuten lässt, dass Justi den Druck selbst als generativen Akt ansieht, »durch« den Werke performativ hervorgebracht werden. Seit der Antike wird Autorschaft in sprachliche Bilder der Prokreation gefasst, aber bis heute prägend ist in dieser Beziehung vor allem die Genieästhetik mit ihren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelten Topoi.⁵⁵ Jedoch verweisen diese Topoi vor allem auf Subjektivität als Prädikat von Autorschaft, deren Ursprung in das Innere des Menschen verlegt wird, das als Schauplatz verschiedener Modi von *Schöpfung* fungiert. »Ein Original-Scribent«, formuliert Edward Young im Jahr, bevor die »Schriftstellersucht« von Justi erscheint, »ist,

⁵³ Justi, »Die Schriftstellersucht«, S. 172

⁵⁴ Ebd., S. 165.

⁵⁵ Siehe Christian Begemann, »Der Körper des Autors. Autorschaft als Zeugung und Geburt im diskursiven Feld der Genieästhetik«, in: Heinrich Detering (Hg.), *Autorschaft. Positionen und Revisionen*, Stuttgart 2002, S. 44–61.

wie Tacitus von Curtius Rufus sagt, aus sich selbst gebohren; er ist sein eigener Stamm-Vater.«⁵⁶ Nicht nur der »Original-Scribent«, auch die »Original-Werke«, wie Young sie nennt, gehen im Modus der »Epigenesis«⁵⁷ aus diesem inneren Schauplatz hervor. Vergleicht man die eine Geburtsvorstellung mit der anderen, und zwar in Bezug auf das jeweilige Konzept von Autorschaft, so wird deutlich, dass Autorschaft für Justi nicht durch ein Individuum konstituiert wird, sondern: »durch den Weg der Presse«.

Am Übergang zum 19. Jahrhundert ist die Beteuerung, etwas nicht aus »Autorsucht« veröffentlicht zu haben, ein Gemeinplatz. 1796 erscheint Johann Gabriel Bernhard Büschels satirischer »Versuch über die Kunst gut und viel zu schreiben, in vertrauten Briefen eines Vaters an seinen Sohn auf der Universität«. Der Band trägt den Untertitel: »Zum Besten angehender Schriftsteller, Recensenten und Buchhändler herausgegeben.« War bei Justi die »Schriftstellersucht« noch als ein Problem der »gelehrten Anfänger« ausgewiesen worden, so richtet sich der von Büschel anonym vorgelegte Band dem Titel nach an einen ähnlichen Adressatenkreis, markiert durch den »Sohn auf der Universität«. Allerdings sind es nicht mehr junge Studierende, zu deren »Besten« das Büchlein in erster Linie beitragen soll, sondern ausdrücklich »angehende Schriftsteller«.

Hier deutet sich diskret der im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zu beobachtende Aufstieg der Autorschaft zu einer Subjektform an, die zwar noch immer im Kontext der Gelehrsamkeit stehen kann, gegenüber dieser aber zunehmend eigenständig wird. Dass Büschel die »Schriftsteller« im Titel an die Stelle der Gelehrten setzt, ist nicht zuletzt deshalb bemerkenswert, da er als Autor erkennbar an die große Tradition der Gelehrtenkritik des zu Ende gehenden Jahrhunderts anknüpft. Fünf Jahre vor dem »Versuch« hatte Büschel einen sich als Fortschreibung von Menckes »Zwey Reden von der Charlatanerie oder Marcktschreyerey der Gelehrten« präsentierenden Band »Ueber die Charlatanerie der Gelehrten seit Menken«⁵⁸ auf den Markt gebracht. In seinem späteren Werk wird die Leserschaft nun im Rahmen einer Herausgeberfiktion »auf der oft unsichern und rauen Bahn der Schriftstellerey«⁵⁹ angeleitet – bzw. mit den »geheimen Schlichen unserer Büchermacher, besonders der Vielschreiber bekannt gemacht«, wie der Rezensent der »Oberdeutschen

56 Young, *Gedanken über die Original-Werke*, S. 59.

57 Begemann., »Der Körper des Autors«, S. 52-56.

58 Johann Gabriel Bernhard Büschel, *Ueber die Charlatanerie der Gelehrten seit Menken*, Leipzig 1791.

59 Büschel, *Versuch über die Kunst*, S. 8.

allgemeinen Litteraturzeitung« ätzt, der sich nicht ganz freiwillig mit Büschel befasst.⁶⁰ Büschel hatte sein Buch dem »Herrn Kmr.« gewidmet, nachdem der unter diesem Kürzel schreibende Rezensent den jüngsten Ausgaben von Meusels »Das gelehrte Deutschland« nicht allzu freundlich begegnet war. »Der Versuch über die Kunst gut und viel zu schreiben« enthält nicht nur ein Kapitel über die »Schriftstellerey und die leichtesten Mittel dazu zu gelangen« (»Zweyter Brief«) oder Ratschläge, wie sich ein Verleger finden lässt, sondern auch ein »Verzeichniß einiger berühmten Polygraphen« (»Siebenter Brief«), also Vielschreiber. Am Inhaltsverzeichnis des satirischen Werks lässt sich ablesen, wie Autorschaft in ihrer sozialen, das Buch als Artefakt stets einschließenden Dimension um 1800 reflektiert wird.

Beständig bleibt in dieser Zeit der Befund einer nicht nur unmäßigen, sondern auch übermäßigen Autorschaft. Quantität wird angesichts einer stark zunehmenden Buchproduktion als Verminderung von Qualität angesehen. Es gehört zur gängigen Rhetorik der Autorschaft, sich gegen eine diffuse Masse abzugrenzen. »Wir leben überhaupt zu einer Zeit, da, so unerträglich auch das Mittelmässige ist, dennoch fast alle Menschen von der Autorsucht angesteckt sind«, bemerkt der publizistisch umtriebige Schauspieler Gottlieb Friedrich Lorenz, auch bekannt als Theophilus Friederikus.⁶¹ Und der als freier Schriftsteller so erfolgreiche Wieland formuliert: »Jetzt schreibt man um sich gedruckt zu sehen, oder weil es Mode ist, oder weil Einem die Finger jucken, oder weil man sonst nichts zu thun weiß.«⁶² Ähnliches ist auch von einem Philosophen zu hören, von Fichte: »Es ist nach der fast allgemein verbreiteten Meinung ein Verdienst und eine Ehre, dass jemand etwas habe drucken lassen, lediglich darum, weil er hat drucken lassen, und ohne alle Rücksicht darauf, was das ist, was er hat drucken lassen, und wie dasselbe ausgefallen.«⁶³ Das beklagt Fichte in der letzten seiner Erlanger

-
- 60 [Kmr.], Rez. »Versuch über die Kunst gut und viel zu schreiben«, in: *Oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung* 9 (1796), Stk. LXXX (6. Juli 1796), Sp. 38-40, hier: Sp. 38.
- 61 Gottlieb Friedrich Lorenz (Hg.), *Theatralisches Quodlibet für Schauspieler und Schauspieliebhaber*, Warschau 1782, I, S. 256.
- 62 Christoph Martin Wieland, *Sympathien, C.M. Wielands sämmtliche Werke*, Leipzig 1824ff., 29 (1857), S. 1-61, hier: S. 55.
- 63 Fichte, *Ueber das Wesen des Gelehrten*, S. 133. Fichte variiert diesen Satz an anderer Stelle seiner Vorlesung, wobei er hier auch implizit auf den Beitrag eingeht, den Projekte wie »Das gelehrte Deutschland« zur Konstitution von Autorschaft leisten: »Wie das Schreiben um des Schreibens willen zu ehren vermöge, predigt die Gelehrten-Geschichte unserer Tage jedem, der gründlich denkt.« (Ebd., S. 136)

Vorlesungen »Ueber das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen auf dem Gebiete der Freiheit«, die er 1806 in den Druck gibt. »Vom Schriftsteller« – so neutral überschreibt Fichte seinen Vortrag, der tatsächlich von Schmähungen durchzogen ist. Es handelt sich, wie der Philosoph gleich zu Beginn feststellt, um eine Vorlesung, die aus der Reihe fällt, da sein Blick auf »die wirkliche Beschaffenheit der Dinge im Zeitalter«⁶⁴ fällt. »Der Begriff des Schriftstellers ist in unserm Zeitalter so gut als unbekannt; und etwas höchst unwürdiges usurpiert seinen Namen«, so Fichte, der einen anderen »Begriff des Schriftstellers« propagiert, der nicht von der Typographie und ihren Implikationen abhängt, sondern vielmehr regulierend auf die zeitgenössische Flut an gedruckten Publikationen wirken soll. Denn der Schriftsteller soll laut Fichte eine Aufgabe erfüllen, die nicht Publizieren heißt: »Er soll die Idee ausdrücken in der Sprache; auf eine allgemein gültige Weise, in einer vollendeten Form.«⁶⁵ Dass die »wirkliche Beschaffenheit der Dinge im Zeitalter« dem entgegensteht, formuliert Fichte drastisch, wobei er sich vor allem gegen die »Betriebsamkeit« einer Ökonomie richtet, die aus seiner Sicht das Verlags- und das Rezensionswesen umfasst:

»Es ist in unserm Zeitalter manches Vortreffliche erschienen, ich will hier nur die Kantische Philosophie nennen; – aber gerade jene Betriebsamkeit des litterarischen Marktes hat es ertötet, verkehrt und herabgewürdigt, so daß der Geist davon verflogen ist, und statt seiner nur noch ein Gespenst herum geht, dessen niemandachtet.«⁶⁶

Es fällt auf, dass Fichte das Buch immer dann als materiales Objekt in den Blick nimmt, wenn es darum geht, die soziale Dimension des »litterarischen Marktes« und mithin der Autorschaft darzustellen. Die sprachlich gefasste Materialität ist jedoch eine Abstraktion, sie wird mal deskriptiv, mal rhetorisch ins Spiel gebracht, und manchmal lässt sich diese Unterscheidung schwer treffen, etwa im Hinblick auf die Charakterisierung des Buchs als Ware. In diesem Zusammenhang firmiert der Schriftsteller als »Fabrikant«, dessen Produkt ihm nur auf zweifelhafte Weise zu »Ehre« gereichen kann, weil er abhängig ist vom »Urtheil des Druckers, welches ja lediglich ein Urtheil über die Verkäuflichkeit oder Nichtverkäuflichkeit der Waare zu seyn vermag«⁶⁷.

⁶⁴ Dieses und die folgenden zwei Zitate. Fichte, *Ueber das Wesen des Gelehrten*, S. 133.

⁶⁵ Ebd., S. 138.

⁶⁶ Ebd., S. 135

⁶⁷ Ebd., S. 134.

Dafür unterscheidet Fichte streng zwischen einem Buch und dem, was er ein »wahres schriftstellerisches Werk« nennt, das »selbstschöpferisch« zustande kommen muss.⁶⁸ Fichte stellt das Buch in den Dienst einer abwertenden Rhetorik, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts insbesondere durch die Genieästhetik präfiguriert worden ist, einer Rhetorik, die alles erfasst, was der »wahren Schriftstellerei«⁶⁹ als einer im alltäglichen wie im philosophischen Sinne idealistischen Auffassung von Autorschaft nicht entspricht. Jedoch erscheint die Realität von der »wahren Schriftstellerei« weit entfernt.

Die um 1800 immer vielfältiger werdenden Publikationsformen bieten reichlich Gelegenheit, sich als Autor einen Namen zu machen. Lexikograph Meusel registriert das aufmerksam, und er reagiert, indem er unter anderem periodische Schriften und kleinere Veröffentlichungen in »Das gelehrte Teutschland« einbezieht. Der wachsende Umfang des Nachschlagewerks zeugt vom aufklärerisch-egalitären Anspruch seines Machers, aber auch von einem Strukturwandel der Öffentlichkeit, der sich an den Messkatalogen ablesen lässt. Johann Friedrich Ferdinand Ganz stellt sich 1790 beim Durchblättern der Bücherverzeichnisse die Frage:

»[W]ie verhalten sich hierinnen Werke vom Belange zu fliegenden Blättern und Broschüren? Wird man nicht bekennen müssen, daß sich eine zu diesen, gegen ehemalige Zeiten gehalten, wie 1 zu 25 verhalten. Der deutsche Buchhandel wird also immer mehr und mehr zu einem Broschürenhandel.«⁷⁰

Vorbei erscheinen die Zeiten der »alten vielpfündigen Folianten, in Bretter, Leder, Messingbeschläge und Klammern gefaßt, gleichsam lederne, mit Messingnägeln besetzte Großvaterstühle des gelehrten Sitzlebens«, wie Jean Paul pointiert formuliert, um die Schwergewichte des Wissens einem »Taschenbüchlein« gegenüberzustellen (SW I,5, 495). Bereits 1773 hatte Friedrich Nicolai den Buchhändler Hieronymus im »Sebaldus Nothanker« den Zustand seines Berufszweigs beklagen lassen:

»Zur Zeit der schönen dicken Postillen, der centnerschweren Consultationen, der Arzneibücher in Folio, der Opera omnia, der classischen Autoren und Kirchenväter in vielen Folianten, der theologischen Bedenken, der Leichenpredigten in vielen Bänden, der Labyrinth der Zeit, der Schaubühnen

⁶⁸ Ebd., S. 134, 136.

⁶⁹ Ebd., S. 138.

⁷⁰ Johann Friedrich Ferdinand Ganz, *Uebersicht der Gründe wegen des Strafbaren des Büchernachdrucks*, Regensburg 1790, S. X.

der Welt, war die Buchhandlung im Flor. Was gibt man uns jetzt anstatt dieser wichtigen Werke? Kleine Büchelgen von wenig Bogen, die aus Hand in Hand gehen, viel gelesen und wenig gekauft werden, wodurch denn endlich die Leser so klug werden, daß ihnen die alten Kernbücher anstinken.«⁷¹

Für Hieronymus entspricht die Solidität der »alten Kernbücher« ihrem inneren Wert. Die Massivität ihrer Materialität dient in einer überkommenen Logik zugleich der äußeren Repräsentation von Autorschaft. Carlos Spoerhase hat aufgezeigt, dass sich in der Gelehrtenrepublik des 18. Jahrhunderts aus gedruckten Artefakten eine Hierarchie ergibt, eine Rangordnung der Publizierenden. »Die materielle Werthierarchie des Gedruckten«, schreibt er, »die mit der Rangordnung der Schriftsteller kongruiert, berücksichtigt [...] nicht bloß das Format des Bandes, sondern auch den Umfang (Bogenzahl), die Bindung (oder deren Fehlen), die Heftung [...] und die Periodizität des Drucks [...].«⁷²

Ungeachtet dessen widmet sich nicht nur Meusel den »Büchelgen von wenig Bogen« und anderen als flüchtig empfundenen Publikationen wie Broschüre, Zeitschrift oder Zeitung. Einer besonderen Popularität erfreuen sich Broschüren in den frühen Achtzigerjahren des 18. Jahrhunderts in Wien, einer Metropole mit über 200.000 Einwohnern, »wo es Schriftsteller zu Hunderten giebt«, wie Meusel feststellt.⁷³ Als Reaktion auf die Publikationsflut erscheinen an der Donau etliche Satiren wie die »Bittschrift der 10 Kreuzer Autoren« (1781), so benannt, da Broschüren meist zu diesem Preis zu haben sind, oder »Die Autorsucht – Ursprung, Beschaffenheit, Ausbreitung und Folgen derselben, nebst einem großen Verzeichniß derjenigen, die damit behaf tet sind« (1781, Preis: zehn Kreuzer). Der Aufklärer Johann Pezzl fällt zwar, so Kai Kauffmann, ein »differenzierteres Urteil« über die Bedeutung der oftmals verschrienen Broschüren für die Aufklärung.⁷⁴ Was die Urheber dieser »Liliputischen Geschöpfe« angeht, sieht sich Pezzl jedoch 1787 im vierten Heft seiner »Skizze von Wien« gegenüber Meusel zu einer Klarstellung veranlasst:

71 Nicolai, *Sebaldus Nothanker*, S. 73.

72 Spoerhase, *Das Format der Literatur*, S. 29f.

73 Hamberger, Meusel, *Das gelehrte Deutschland*, 4. Ausgabe. 1. Nachtragsband (1786), S. 775

74 Vgl. Kai Kauffmann, »Es ist nur ein Wien!«, *Stadtbeschreibungen von Wien 1700 bis 1873*, Wien, Köln, Weimar 1994, S. 193-198, Zitat: S. 197.

»Hier ist es keinem Menschen eingefallen, die Fabrikanten solcher Waare mit dem Namen der Schriftsteller zu belegen.«⁷⁵

Meusel reagiert mit einer grundsätzlichen Erklärung zu den Auswahlkriterien seines Lexikons. Pezzl mache einen »seltsamen Unterschied zwischen Gelehrten, Schriftstellern und Broschürenschreibern«, befindet er.⁷⁶ Dem hält Meusel zunächst entgegen, dass er selbst »zwischen Gelehrten und Schriftstellern oder Büchermachern, wie ich sie zum erstenmahl nannte, wohl zu unterscheiden«⁷⁷ wisse. Hier klingt die von Bosse beschriebene Ausdifferenzierung des Gelehrtenbegriffs noch einmal an, mit einem Akzent auf den »Schriftstellern oder Büchermachern«. »Aber aus Broschürenschreibern eine eigene Klasse von literarischen Wesen zu formiren, wäre mir nie in den Sinn gekommen«, schließt Meusel an. »Wie? ein Fabrikant kleiner Schriften oder fliegender Blätter soll kein Schriftsteller seyn?«⁷⁸

Unerschütterlich stellt Meusel auch dem Verfasser von Broschüren eine Aufnahme in »Das gelehrt Teutschland« in Aussicht, wie er 1806, also etliche Jahre später, erneut betont: »Er komme herein, indem er nach und nach eben so viel Papier verdrucken lässt, als ein anderer, der gleich mit einem dicken Band auftritt.«⁷⁹

Jean Paul greift das Auswahlverfahren des Lexikons in den »Flegeljahren« literarisch auf. Im vierten Bändchen des Fragment gebliebenen Romans erhält Walt »ein Manuskript, aber ein fremdes abgedrucktes«, zur Korrektur. »Das Werk, dessen Titel war: ›Das gelehrt Haßlau, alphabetisch geordnet von Schieß‹, – nun in aller Händen – war sehr gut in deutscher Sprache mit lateinischen Lettern geschrieben, nur aber ganz schlecht oder unleserlich« (SW I.2, 1031), weshalb sich der durch eine Erbschaft zu solchen Arbeiten verpflichtete Walt der Überarbeitung annehmen soll. In »Das gelehrt Haßlau« findet jeder Bewohner dieser Ortschaft Aufnahme, »der mehr als eine Seite, nämlich zwei, d.h. ein Blatt, für Straße und Welt gemacht« (Ebd.) hat, wie es heißt. Dass dieses Blatt ein »gedrucktes« sein muss und im Vergleich mit anderen Lexika keine übermäßige Anforderung darstellt, wird im Anschluss unter Erwähnung von Georg Wolfgang Augustin Fikenschers »Gelehrtem Fürstentum

75 Johann Pezzl, *Skizze von Wien, Viertes Heft*, Wien 1787, S. 493 [LXXXVI].

76 Hamberger, Meusel, *Das gelehrt Teutschland*, 4. Ausgabe. 3. Nachtragsband (1788), S. VIIIIf.

77 Ebd., S. IX.

78 Ebd.

79 Hamberger, Meusel, *Das gelehrt Teutschland*, 5. Ausg., XII (1806), S. LXIX.

Baireut« (1801-1805) und dem Vorbild, dem alle solche Nachschlagewerke folgen, nämlich Meusel, hervorgehoben:

»Wenn man zählt, welche Menge von Autoren *Fikenscher* aus seinem *gelehrten Baireuth* bloß dadurch hinaussperrt, daß er keinen aufnimmt, der nicht mehr als *einen* Bogen geschrieben – sogar zwei reichen nach der Vorrede nicht hin, wenns bloß Gedichte sind –, und welche noch größere Meusel aus seinem gelehrt Deutschland verstößt, dadurch daß er nicht einmal Leute einläßt, die nur *ein* Büchlein geschrieben, nicht aber zwei: so sollte wohl jeder wünschen, in Haßlau geboren zu sein, bloß um in das gedruckte gelehrt zu kommen, da Schieß nicht mehr dazu begehrzt zum Einlaßzettel als etwas nicht Größeres, als der Zettel ist, nur ein gedrucktes Blatt [...].« (SW I.2,1010)

Tatsächlich findet Meusel etliche Nachahmer, die sich teils um Städte und Regionen im deutschsprachigen Raum kümmern, teils um einzelne Wissenschaften. Mit der relativen Popularisierung der Autorschaft um 1800 wandelt sich jedoch die Funktion des maßgeblichen Schriftstellerlexikons. Es entwickelt sich zu einem Referenzmedium, das Autorschaft allgemein und verbindlich auszeichnet. Wer einen »Einlaßzettel« vorzuweisen hat, darf sich nicht nur sicher sein, in den Kreis der »jetzt lebenden deutschen Schriftsteller« aufgenommen zu werden. Auch für die Nachwelt scheint aus Sicht von Zeitgenossen wie Jean Paul gesorgt. So exzerpiert er 1781 aus dem zweiten Heft der von Johann Karl August Musäus herausgegebenen »Physiognomischen Reisen« (1778) recht unvermittelt eine Passage über einen Dichterbesuch, die das unterstreicht:

»[O]bschon sein Name nicht ganz unbekannt ist in der gelehrt Welt, wenn ihn gleich Meusel in seiner Schmetterlingssammlung noch nicht besitzt. Wird ihn wohl noch fahen und mit seinem unverweßlichen Terpentinöl bestreichen, um ihn der Nachwelt zu conserviren.⁸⁰

Um wen es Musäus an dieser Stelle geht, ist für Jean Paul gleichgültig, er interessiert sich einzig für die mit Meusel verbundene Rhetorik, die dem Le-

80 Johann Karl August Musäus, *Physiognomischen Reisen*, Altenburg 1788, H. 2, S. 36, der Wortlaut bei Jean Paul: »obschon sein Name (der eines Dichters) nicht ganz unbekant ist in der gelerten Welt, wenn ihn gleich Meusel in seiner Schmetterlingssammlung noch nicht besitzt. Wird ihn wol noch fahen und mit seinem unverweslichen Terpentinöl bestreichen, um ihn der Nachwelt zu konserviren.« (Fasz. IVb/1, S. 176 [423], Nachlass Jean Paul, *Exzerpte, Digitale Edition*, [IVb-01-bel-1791-0423], URL: www.jp-exzerpte.uni-wuerzburg.de (6.9.2019))

xikon als Agentur bio-bibliographischen Wissens eine Funktion zuschreibt, die in der Regel mit der Überlieferung eines Textes an die Nachwelt verbunden wird. Nicht weniger ist es der bibliographische Nachweis, der unsterblich macht. Paradoxe Weise bringt der Buchmarkt immer mehr Autorinnen und Autoren hervor, erneuert sich aber in so kurzen Zyklen, dass jemand schnell wieder von der Bildfläche zu verschwinden droht. »Die Dimension, in die Texte hineingeschrieben werden, ist immer weniger die longue durée von *fama* und *memoria* und immer mehr der literarische Markt mit seinen Rhythmen kurzlebiger Konjunktur«, beschreibt Aleida Assmann die Konditionen der Autorschaft in einem zunehmend »ökonomisierten und industrialisierten bürgerlichen Zeitalter«⁸¹. Es ist vor diesem Hintergrund die Institution des Schriftstellerlexikons, die Autorschaft mit all ihren Annehmlichkeiten sozialer Anerkennung absichert und auf Dauer stellt – unter der Voraussetzung bedruckten Papiers.

3.4. Autorschaft als Koppelung von Biographie und Bibliographie

1779 erscheint Johann Gottlieb Schummels »Spitzbart, eine komi-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert«, in der sich der Inspektor und Pastor Matthias Theophilus Spitzbart aus dem Städtchen Rübenhausen zur Publikation seines »Ideals einer vollkommenen Schule« verleiten lässt. Groß ist die Begeisterung der gesamten Familie, als vom fertigen Buch schließlich »12 Exemplare, halb auf Holländisch, halb auf gewöhnlich Schreibpapier«⁸², bei Spitzbart eintreffen. »Mein liebster Schatz«, ruft die Ehefrau aus, »Dein Buch ist da, gedruckt und alles!«⁸³ Prompt wird auf Wunsch des Verfassers eine »recht grosse Gesellschaft«⁸⁴ eingeladen, bestehend aus wichtigen Honoratioren des Städtchens, unter ihnen Bürgermeister und Stadtschreiber. Spitzbart ist ergriffen davon, »sich mit Namen und Titel, auf schönem holländischen Papier gedruckt zu sehen«⁸⁵. Die Publikation

⁸¹ Aleida Assmann, »Texte, Spuren, Abfall. Die wechselnden Medien des kulturellen Gedächtnisses«, in: Hartmut Böhme, Klaus R. Scherpe (Hg.), *Literatur und Kulturwissenschaften*, Reinbek b. Hamburg 1996, S. 96–111, hier: S. 101.

⁸² [Johann Gottlieb Schummel], *Spitzbart, eine komi-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert*, Leipzig 1779, S. 7.

⁸³ Ebd., S. 2.

⁸⁴ Ebd., S. 4.

⁸⁵ Ebd., S. 2.

hat Spitzbart einem geschäftstüchtigen Buchhändler zu verdanken, dem nicht entgangen war, »wie sehr es dem Herrn Inspektor lüstete, in Meusels Gelehrtem Deutschland einen Platz zu erhalten«⁸⁶.

In einer der vielen Rezensionen, die zu jedem neuen Band des Autorenlexikons veröffentlicht werden, wird es ein »fortlaufendes Adressbuch«⁸⁷ genannt. Der Vergleich mit einem solchen Register findet sich auch in Erzählungen von Jean Paul wieder, und er wirft ein Licht auf die soziale Dimen-

86 Ebd., S. 6. Alexander Košenina liest »Spitz-Bahrdt« als eine »Selbstkritik der Aufklärung«, die Bezug nimmt auf den umstrittenen »Philanthropischen Erziehungsplan« (1776) des Theologen und Pädagogen Carl Friedrich Bahrdt (Košenina, *Der gelehrt Narr*, S. 163–165). Mit seinem späteren »Kirchen- und Ketzerälmanach« zeigt Bahrdt unfreiwillig, wie ein in Meusels Lexikon verzeichnetes Buch einen Schriftsteller diskursfähig macht, ungeachtet des von ihm verfassten Textes. So wird Bahrdt in einer Rezension vorgeworfen, »daß er Meusels gelehrtes Deutschland zur Hand genommen, das Alphabet durchgegangen, und sobald er nur unter dem Namen eines Gelehrten eine Schrift mit einem orthodox klingenden Titel gefunden, den Schriftsteller und sein Buch sogleich verdammt habe« ([Anonymus], Rez. »Freymüthige Anmerkungen über Hrn. D. Bahrds Kirchen- und Ketzerälmanach auf das Jahr 1781. Von einem Liebhaber der Wahrheit. Frankfurt und Leipzig 1782«, in: *Allgemeine Deutsche Bibliothek* 54 (1783), 1. Stk., S. 51–54, hier: S. 53). Dieses Beispiel zeigt, weshalb die *Litterargeschichte* einerseits als »Zerfallserscheinung« gelehrten Wissens, andererseits aber als Wegbereiterin moderner Wissenschaftlichkeit gilt. »Gerade in ihr wurde die Basis für eine Entwicklung der Gelehrsamkeit hin zum explorativen Wissenswachstum einer auf Kontinuität, Überprüfbarkeit und Kontrolle beruhenden kumulativen Wissenschaft gesehen«, führt Gierl aus (Gierl, »Bestandsaufnahme«, S. 66). Mit der Urteilsfähigkeit, die im 18. Jahrhundert als Leistung der *Historia literaria* betont werde, habe man dem »Praejudicium auctoritatis«, dem blinden Nachfolgen einer Lehre, einen Riegel vorgeschnitten und damit ein zentrales Hindernis für den Fortschritt der Wissenschaften beseitigt, argumentiert Gierl (Ebd., S. 67). Auch Zedelmaier erkennt in dieser Hinsicht ein »Prinzip moderner Forschung«, das da lautet: »Die methodische Bearbeitung eines Problems setzt die Problematisierung seiner bereits vorliegenden Bearbeitungen voraus«, wobei Zedelmaier herausstellt, dass diese Problematisierung traditionell anhand eines »engen Kanons« erfolgt sei (Zedelmaier, »Historia literaria«, S. 14). Durch die Abkehr von wenigen Autoritäten und der Hinwendung zu dem von Meusel und anderen verwalteten »Schriftstellerheer« tritt die paradoxe Situation ein, dass die von der Bibliographie zu ordnende Literatur zwar unüberschaubar wird, aber jeder Eintrag im Lexikon als potenziell relevant und mithin zitierfähig angesehen werden kann. Das wertet Autorschaft hinsichtlich ihres sozialen Charakters enorm auf.

87 [Anonymus], Rez. »Das gelehrt Deutschland im neunzehnten Jahrhundert, nebst Supplementen zur fünften Ausgabe desjenigen im achtzehnten, von Joh. Georg Meusel. – Zweyter Band«, in: *Allgemeine Literatur-Zeitung* (1810), Nr. 190 (17. Juni 1810), Sp. 572–576, hier: Sp. 572.

sion von Autorschaft. So liest im »Leben des Quintus Fixlein« der von der Gelehrtengeschichte begeisterte »Fixlein sich und der Gesellschaft den flachsenfingischen Adreßkalender vor; etwas Höheres konnt' er sich außer Meusels gelehrtes Deutschland nicht gedenken«, heißt es im Roman (SW I.4, 75). Im »Leben Fibels« hütet die Mutter der Hauptfigur Gotthelf Fibel ein »Extra-Blatt«, das sie aus einem »alten Kurfürstlichen Sächsischen Hof- und Staats-Kalender« gerissen hat, weil das »gedruckte Blatt« (SW I.6, 391) ihren Namen enthält. Darauf wird nach dem Tod von Fibels Vater noch einmal Bezug genommen: Da Siegwart, ein früherer Soldat, der als Vogler arbeitete, auf der Welt keinen »Namen nachgelassen, nämlich im Heiligenguter Adreßkalender keinen«, schwört Fibel »bei Gott, er werde ein Skribent und schreibe, damit nur durch seine geehrte Feder sein armer Vater weit und breit bekannt werde, bei Gelegenheit seiner selbst« (SW I.6, 409). Indem das Schriftstellerlexikon als »fortlaufendes Adressbuch« charakterisiert wird, werden zwei Sphären miteinander gekoppelt, die 1760 bei Justi noch voneinander geschieden waren: die gelehrte und die bürgerliche Welt. In »Leben Fibels«, einem Roman, der 1811 veröffentlicht wird, erscheint diese Koppelung geradezu selbstverständlich, obwohl Jean Paul seine Figur Fibel ausdrücklich als Polyhistor früheren Datums in Erscheinung treten lässt.

Dass dem bibliographischen Wissen ein erstaunliches Interesse an der Person des Autors innewohnt, lässt sich aus der Vielzahl an Rezensionen und auch prominent platzierten Korrekturanzeigen in Zeitschriften nachlesen. Auch Jean Paul hält Fehler bei Meusel für erwähnenswert, etwa wenn er sich 1796 anlässlich des Todes des fränkischen Kupferstechers Adam Wolfgang Winterschmidt, dem fälschlicherweise eine Publikation seines Vaters zugeordnet worden war, aufschreibt: »Er gehörte nicht ins gelehrte Deutschland.« (HKA II.8.1, 437 [504]) Die dem Lexikon zugrundeliegende Verbindung von Biographie und Bibliographie lässt sich in ihrer Bedeutung auch anhand des ersten Porträts Jean Pauls nachvollziehen, das 1798 im »Deutschen Magazin« veröffentlicht wird und alle seine Schriften enthalten soll. Zwar bescheinigt Johann Friedrich Schütze dem Autor, dass »dessen Werke alle von dem frühesten bis zu dem der letzten Messe den Stempel des Genies tragen«⁸⁸. Trotz dieser Markierung bereitet es Schütze einige Schwierigkeiten, die Schriften Jean Pauls vollständig und mit Sicherheit anzugeben. Er bemüht sich um ein Publikationsverzeichnis, »wenigstens vollständiger, als man es in der verdienstvollen Meusel und Ersch Werken

88 Schütze, »Jean Paul Friedrich Richter«, S. 102.

findet«. An den Anfang setzt er jedoch ungesichertes Wissen: »Darf ich hier mit einer Vermuthung beginnen, die nur Richter, wenn er will, bestätigen oder widerlegen dürfte. Ich vermuthe, daß er der Verfasser jener Aufsätze sey, die in Archenholz Journal Litteratur und Völkerkunde unter dem Namen Hase*) vorkommen z.B. ein Aufsatz über die Haut u.a.«⁸⁹ Es spricht einiges dafür, dass Schütze besagten »Aufsatz über die Haut«, nämlich Jean Pauls Satire »Von der Verarbeitung der menschlichen Haut«⁹⁰, selbst nicht in den Händen gehalten hat, sondern seine Vermutung auf bibliographischen Angaben beruht. Denn: Das einzige Indiz steckt für Schütze im »Namen Hase«, und in einer Fußnote merkt er an, »daß der Verfasser der Auswahl aus des Teufels Papieren einen J. P. F. Hasus unter die Vorrede setzt«⁹¹. Und tatsächlich steht in der betreffenden Ausgabe des Journals »Litteratur- und Völkerkunde« unter dem Text nicht »Hase«, sondern wie in der »Auswahl aus des Teufels Papieren«: »J. P. F. Hasus«. Eine kleine Anekdote, welche die Wirkmächtigkeit des bibliographischen Diskurses in Fragen der Autorschaft aufzeigt.

Wie sehr es beim bibliographischen Nachweis von Urheberschaft um eine Sichtbarkeit des Subjekts in der bürgerlichen Öffentlichkeit geht, wie sehr dieser Aufmerksamkeit und Anerkennung verspricht, ohne nähere Kenntnis eines Textes, belegt eine Passage aus »Der allzeit-fertige Schriftsteller«:

»Bald werden wir, in der Gesellschaft, auf den Promenaden, auf der Straße, nie anders, als mit Meusels gelehrtem Deutschland in der Hand erscheinen dürfen, um Jeden, der uns aufstößt, wie es die Regeln der Höflichkeit erfordern, auf die angenehmste Art, das heißt, von seinen eigenen schriftstellerischen Denkmälern, unterhalten zu können.«⁹²

Dass diese Konstellation in der Regel auch Bücher voraussetzt, also Artefakte, die in Praktiken des Publizierens eingebunden sind, in denen Texte keine Priorität genießen, verdeutlicht der anschließende Satz:

»Beynahe kann man keinen Menschen ein Buch einbinden, oder drucken, oder verkaufen, oder auch nur lesen sehen, ohne den Gedanken damit zu

⁸⁹ Ebd., S. 113.

⁹⁰ Jean Paul [J. P. F. Hasus], »Von der Verarbeitung der menschlichen Haut«, in: *Litteratur- und Völkerkunde* 9 (1786), S. 97–113.

⁹¹ Schütze, »Jean Paul Friedrich Richter«, S. 113.

⁹² [Denisch], *Der allezeit-fertige Schriftsteller*, S. 18.

verbinden, daß es vielleicht sein eigenes Machwerk ist, was er da einbindet, druckt, verkauft oder liest.⁹³

Meusel steht mit seinem Autorenlexikon für ein Jahrhundert, zu dessen Beginn die Gelehrsamkeitsgeschichte (*Historia literaria*) als »Mode-Wissenschaft« gegolten hatte.⁹⁴ Später firmierte dieser im späten 17. und 18. Jahrhundert stark ausgeprägte und weitgehend eigenständige Wissenschaftszweig vornehmlich als *Litterargeschichte*.⁹⁵ Sie wurde an Schulen und Universitäten als Lehrfach gepflegt, diente sie doch einer »Bestandsaufnahme im gelehrten Bereich«⁹⁶ und somit der Orientierung und Propädeutik im weiten Feld der Wissenschaften. In den Verästelungen der *Historia literaria* findet sich auch »Das gelehrte Teutschland« – als Kreuzungspunkt von Biographie und Bibliographie. Meusel selbst veröffentlicht 1799 einen aus seiner Lehrtätigkeit an der Universität Erlangen hervorgegangenen »Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit«, ein spätes *opus magnum* der *Litterargeschichte*, das auch bei Jean Paul auf größeres Interesse stößt. Hier platziert Meusel das von ihm herausgegebene Schriftstellerlexikon in der Rubrik »biographische Werke, oder solche, worin Nachrichten von Gelehrten und Schriftstellern, wie auch von ihren Büchern und Entdeckungen, enthalten sind«⁹⁷.

Meusel war als Herausgeber der Nachfolger von Georg Christoph Hamberger. Hamberger hatte »Das gelehrte Teutschland« im Jahr 1767 unter deutlich anderen Bedingungen aus der Taufe gehoben. Hamberger fungierte an der 1734 gegründeten Universität Göttingen als »Custos adjunctus« der Hochschulbibliothek, die auf die Anschaffung literarhistorischer Literatur großen Wert legte. 1763 folgte er als Ordinarius für *Historia literaria* auf Christoph August Heumann⁹⁸, dessen »Conspectus reipublicae literariae« (1718) »die Entwicklung des Faches Historia literaria durch das ganze 18. Jahrhundert«⁹⁹

93 Ebd.

94 Johann Burchard Mencke, *Compendioses Gelehrtenlexikon*, Leipzig 1715, [S. 3, Vorrede]. Siehe zur *Historia literaria* auch Grunert, Vollhardt (Hg.), *Historia literaria*.

95 Laut Helmut Zedelmaier setzt sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Variante »Litterärgeschichte« als Begriff gegen Eindeutschungen wie »Historie der Gelahrtheit« oder »Geschichte der Gelehrsamkeit« durch (Zedelmaier, »Historia literaria«, S. 11).

96 Gierl, »Bestandsaufnahme«.

97 Meusel, *Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit*, I (1799), S. 52.

98 Gierl, »Bestandsaufnahme«, S. 76, 78.

99 Sicco Lehmann-Brauns, »Neukonturierung und methodologische Reflexion der Wissenschaftsgeschichte. Heumanns *Conspectus reipublicae literariae* als Lehrbuch der

begleitete. 1789 veröffentlichte Carl Joseph Bouginé, der an der Karlsruher Fürstenschule unter anderem Johann Peter Hebel als Klassenlehrer unterrichtet hatte¹⁰⁰, den ersten Band seines »Handbuchs der allgemeinen Litterargeschichte nach Heumanns Grundriß«, dem er ein bemerkenswertes Motto voranstellte: »Unser Wissen ist – Stückwerk!«

Heumann hatte in seinem Grundlagenwerk ein umfassendes Schriftstellerverzeichnis geliefert, das jedoch eine »trockene Nomenclatur, bloße Namen der Schriftsteller, ohne Biographie, ohne Verzeichniß der Schriften«¹⁰¹ anbot, wie Bouginé bemängelte, als »Das gelehrte Teutschland« längst etabliert war. Somit entstammte das Lexikon Hambergers einer weithin sichtbaren Bastion der Gelehrsamkeitsgeschichte, die aber durchaus zu erweitern war. Als Vorbild für »Das gelehrte Teutschland« diente Hamberger das 1752 von François-Joachim Duport du Tertre als »Almanach des Beaux Arts« begonnene »La France littéraire«, das wenige Jahre später Samuel Formey in Berlin adaptierte¹⁰². Hier erschien es unter einem bündigen Titel, an den sich das Vorhaben aus Göttingen anlehnen sollte: »La France littéraire, ou dictionnaire des auteurs françois vivans«. Sowohl das französische Original als auch dessen preußischer Ableger stellten dem eigentlichen Schriftstellerverzeichnis programmatisch Übersichten des Personals der örtlichen Akademien voran – jeweils auf Dutzenden von Seiten. Auf diese hierarchisch-institutionelle Ebene der Gelehrsamkeit verzichtet Hamberger zugunsten einer egalitären Übersicht komplett.

Neben den französischsprachigen Vorläufern hatte der Herausgeber auch die deutschsprachige Publizistik im Blick. Zwei Jahre vor »Das gelehrte Teutschland« startete Nicolais »Allgemeine Deutsche Bibliothek«, die sich mit ihrem Anspruch, eine »allgemeine Nachricht, von der ganzen neuen

aufgeklärten Historia literaria«, in: Frank Grunert, Friedrich Vollhardt (Hg.), *Historia literaria. Neuordnungen des Wissens im 17. und 18. Jahrhundert*, Berlin 2007, S. 129–160, hier: S. 130.

¹⁰⁰ Wilhelm Zentner, *Johann Peter Hebel. Eine Biographie*, Karlsruhe 1965, 19.

¹⁰¹ Carl Joseph Bouginé, *Handbuch der allgemeinen Litterargeschichte nach Heumanns Grundriß*, Zürich 1789 – 1792, I (1789), S. XI.

¹⁰² Martin Fontius, »libertas philosopandi und siècle de la philosophie. Zum geistesgeschichtlichen Standort Formeys«, in: ders., Jens Hässler (Hg.), *Franzosen in Berlin: Über Religion und Aufklärung in Preußen. Studien zum Nachlass des Akademiesekretärs Samuel Formey*, Berlin 2019, S. 125–252, hier: S. 126, siehe auch Jannis Götze, Martin Meiske (Hg.), *Jean Henri Samuel Formey. Wissensmultiplikator der Berliner Aufklärung*, Hannover 2016.

deutschen Litteratur¹⁰³ zu vermitteln, zu einem »Integrationsmedium der Gelehrtenrepublik«¹⁰⁴ entwickelt sollte. Daneben existierte eine größere Zahl gelehrter Journale, die es sich ebenfalls zur Aufgabe machten, jüngste Veröffentlichungen zu vermelden und somit eine Orientierungshilfe zu bieten. Daher wurden auch sie zur *Historia literaria* gerechnet.¹⁰⁵ In die Richtung dieser Periodika merkte Hamberger kritisch an: »Man ist verschwenderisch mit Versprechungen, uns in denselben von allem, was im Druck erscheinen würde, Nachricht zu geben.«¹⁰⁶ Tatsächlich führte solcher Tadel auch zu bemerkenswerten Rechtfertigungen. Als Herausgeber der »Freymüthigen Nachrichten von Neuen Büchern« beklagte sich Johann Jakob Bodmer über Leser, die »es vor einen grossen Mangel an[sehen], daß nicht mehrere Artikel und gründliche Nachrichten von verschiedenen Büchern in jedem Stücke vorkommen«. Diesen mochte er »den wohlgemeynten Rath geben, daß sie statt gelehrter Zeitungen und Nachrichten sich die Verlags- und Meß=Catalogos anschaffen und dieselben mit Andacht lesen« sollen.¹⁰⁷ Entscheidend an diesem Ratschlag ist, dass er vermutlich nur zum Teil als Polemik anzusehen ist. Verlags- und Messkataloge stellen nicht nur heute eine wichtige historische Quelle, sondern zeitgenössisch in vielen Fällen – auch in Jean Pauls Erzählung von Quintus Fixlein – den einzigen Zugang zu Büchern dar. Dieses Beispiel macht deutlich, dass die auf dem Buchhandel fußenden Bücherverzeichnisse eine eigenständige Form sekundären Wissens hervorbringen. Gleiches gilt für die Bibliographien der *Historia literaria* – also auch für »Das gelehrte Teutschland«.

Hamberger hatte sich vor der Herausgabe des Lexikons bereits eingehend und chronologisch mit der »Gelehrten Geschichte« befasst, die Mitte des 18. Jahrhunderts durch Christian Gottlieb Jöchers »Allgemeines

¹⁰³ [Friedrich Nicolai], »Vorbericht«, in: *Allgemeine Deutsche Bibliothek* 1 (1765), 1. Stk., S. I–IV, hier: S. I.

¹⁰⁴ Ute Schneider, *Friedrich Nicolais Allgemeine Deutsche Bibliothek als Integrationsmedium der Gelehrtenrepublik*, Wiesbaden 1995.

¹⁰⁵ Zedelmaier, »Historia literaria«, S. 14. Siehe auch zum Verhältnis der *Historia literaria* zu den zwischen 1720 und 1760 besonders wirkungsvollen Moralischen Wochenschriften die Studie von Friedrich Vollhardt, »Die Bildung des Bürgers. Wissensvermittlung im Medium der Moralischen Wochenschriften«, in: Hans-Edwin Friedrich, Fotis Jannidis, Marianne Willem (Hg.), *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert*, Tübingen 2006, S. 135–147, insbes. S. 138–143.

¹⁰⁶ Hamberger, Meusel, *Das gelehrte Teutschland*, I (1767), [S. 3].

¹⁰⁷ Johann Jakob Bodmer], »Vorrede«, in: *Freymüthige Nachrichten von Neuen Büchern, und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen* 1 (1744), [S. 3, Vorrede].

Gelehrten-Lexikon« profiliert worden war.¹⁰⁸ Er publizierte »Zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern vom Anfange der Welt bis 1500« (1756-1764), die Johann Matthias Gesner, der erste Bibliothekar der Göttinger Universität, als überaus gelungenes »Handbuch«¹⁰⁹ in vier Bänden lobte. An erster Stelle steht in dieser Gelehrtengeschichte: »Adam, der erste Mensch, und Stammvater des ganzen menschlichen Geschlechts«, den Hamberger als einen »algemeinen Gelehrten« einführt. Hamberger präsentiert sogar ein Werkverzeichnis, denn: »Es ist eine ziemliche Anzahl Bücher, die man dem Adam beigelegt hat.«¹¹⁰ Die auf den ersten Blick alphabetische Ordnung, die mit Adam beginnt, erweist sich tatsächlich nicht nur als eine chronologische, sondern zudem als eine Ordnung, die selbstverständlich an historischen Autoritäten christlich-abendländischer Kultur festhält. Auch in dieser Hinsicht verzichtet Hamberger im späteren Schriftstellerlexikon auf eine hierarchisierende Bedeutungsperspektive, was seinen bio-bibliographischen Bemühungen einen anderen Status verleiht. Statt auf die Bestätigung werden diese auf die gleichmäßige Herstellung von *auctoritas* ausgerichtet sein.

Was Gesner in der Vorrede zum ersten Band der »Zuverlässigen Nachrichten« lobend an Hamberger hervorhebt, reflektiert derweil gängige Kritik an der Gelehrsamkeitsgeschichte und ihrem oberflächlichen Wissen: »Er kennet nicht nur die Titel der Bücher, sondern er verstehet ihren Inhalt: er hat Gelegenheit gehabt, die allermeisten selbst zu sehen.«¹¹¹ Mit dem später begonnenen Schriftstellerlexikon »Das geleherte Teutschland« scheinen Hamberger und dessen Nachfolger Meusel eine Gelehrsamkeit zu befördern, die auf einer äußereren Bücherkunde basiert, also auf der reinen Kenntnis von Titeln und sonstigen bibliographischen Daten.¹¹² Samuel Ersch, der Meusel zuarbeitete, lässt an einem solchen Wissen kein gutes Haar: »Manche glauben wohl gar,

¹⁰⁸ Siehe zu Christian Gottlieb Jöcher den Ausstellungskatalog von Ulrich Johannes Schneider (Hg.), Jöchers 60.000. Ein Mann, eine Mission, ein Lexikon. Katalog zur Ausstellung in der Bibliotheca Albertina, 6. März – 28. Juni 2008, Leipzig 2008.

¹⁰⁹ Johann Matthias Gesner, »Vorrede«, in: Georg Christoph Hamberger, Zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern vom Anfange der Welt bis 1500, Lemgo 1756-1764, I/I (1756), [S. 2].

¹¹⁰ Ebd., I/II, S. 1, 2, 3.

¹¹¹ Gesner, »Vorrede«, [S. 3f.]

¹¹² Siehe Rudolf Blum, *Bibliographia. Eine wort- und begriffsgeschichtliche Untersuchung*, Frankfurt a.M. 1969, Sp. 1141-1190.

durch fleissiges Blättern in Meusel's gelehrtem Teutschlande Litteratoren geworden zu sein, wenigstens durch eine starke Sammlung von Büchertiteln u. dgl. einen litterarischen Schatz erworben zu haben [...].¹¹³

Zwar werden damit spezifische Probleme der *Historia literaria* und insbesondere eines Teilgebiets, der Bücherkunde, angesprochen, jedoch müssen diese auch im größeren Kontext einer sich nach 1750 grundlegend wandelnden Buchkultur betrachtet werden. Die *Historia literaria* vermittelt einen kurisorischen Überblick angesichts der »viel Tausend und Millionen Bücher in der Welt«¹¹⁴. Aber gerade am Übergang zu einer bürgerlichen Öffentlichkeit trägt die *Litterargeschichte* in ihren Ausläufern und mit ihren Mitteln entscheidend dazu bei, die aus den unterschiedlichsten Gründen mangelnde Verfügbarkeit von Büchern bei steigender Nachfrage zu kompensieren.

Lothar Müller hat im Anschluss an den Medientheoretiker Harold A. Innis eine »Koppelung von Papiertechnologie und Raumerschließung«¹¹⁵ beschrieben, die auch für die Buchkultur entscheidend ist. Trotzdem ist von einer Situation auszugehen, die Nicolai in der ersten Ausgabe der ADB beschreibt, dass nämlich die »Lieberhaber der neuesten Litteratur«, die der Verleger mit seinem Periodikum adressiert, »in Deutschland in vielen Städten, zum Theil in kleinen Städten, wo nicht einmal ein Buchladen befindlich ist, zerstreuet« seien.¹¹⁶ Ein weiterer Grund sind die enormen Kosten, die mit der Anschaf-

¹¹³ [Samuel Ersch], »Über Litteratoren und Rezensenten«, in: *Allgemeiner litterarischer Anzeiger* 2 (1797), Nr. 1, Sp. 1-4, 9-12, 25-28, hier: Sp. 1.

¹¹⁴ Nicolaus Hieronymus Gundling, *Vollständige Historie der Gelahrheit*, Frankfurt a.M., Leipzig 1734-1736, I (1734), S. 1.

¹¹⁵ Lothar Müller, *Weisse Magie. Die Epoche des Papiers*, München 2012, S. 99.

¹¹⁶ [Nicolai], »Vorbericht«, S. II. Pamela E. Selwyn hat herausgearbeitet, dass Friedrich Nicolais Geschäftserfolg als Buchhändler insbesondere auf einem weiträumigen Vertriebsnetz basierte, das nicht nur größere Städte umfasste. »Just as they came from many professions, Nicolai's customers were also spread over a wide geographical area, in villages, small towns, and cities from London to Yekaterinenburg.« Selwyn geht von einer Entsprechung zwischen der geographischen Verteilung von Nicolais Kunden und derjenigen der ADB aus (Pamela E. Selwyn, *Everyday Life in the German Book Trade. Friedrich Nicolai as Bookseller and Publisher in the Age of Enlightenment, 1750-1810*, University Park, Pennsylvania 2000, S. 142). Laut Hermann Kellenbenz lag der Anteil der Einwohner Deutschlands, die auf dem Land oder in Kleinstädten lebten, um 1800 bei 90 Prozent (Hermann Kellenbenz, *Deutsche Wirtschaftsgeschichte*, München 1977-1981, Bd. 2 (1981), S. 27). Im Hinblick auf die bürgerliche Vergesellschaftung um 1800 und die soziale Dimension, die Autorschaft in deren Kontext erlangt, ist der Schauplatz der Kleinstadt, den ein Buchhändler wie Nicolai bediente, nicht zu unterschätzen. Hier sind Autorenfiguren wie Schummels »Spitzbart« (s.u.) zu Hause, der als »Inspektor

fung von Büchern verbunden sind, vor allem mit Blick auf die angehenden sowie die »Halbgelehrten«. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang, dass Jean Paul, der mit einem »Armutzeugnis« ein Theologiestudium in Leipzig aufnimmt und zeitlebens wenige Bücher besitzt, nicht nur fleißig aus geliehenen Büchern, sondern auch aus Rezensionsorganen wie der ADB exzerpiert und zudem das von Hamberger gegründete Lexikon offensichtlich als unverzichtbares Referenzmedium ansieht, auf das er immer wieder zurückkommt.

Die auf die Rezeption von Büchern konzentrierten Medien dienen letztlich dazu, Bücher entbehrlich werden zu lassen, sie ermöglichen, was Heinz Schlaffer als »Paralektüre«¹¹⁷ bezeichnet. »Kompilation hat diejenigen, die über die Rezensionsorgane verfügten, unabhängig vom Buch gemacht. Das heißt, weder die Leser noch die Rezensenten mussten ein Buch wirklich besitzen und gelesen haben, um ein Urteil darüber abzugeben«, konstatiert Martin Gierl.¹¹⁸ Die Periodika fungieren also im Sinne von Derrida als Supplemente, sie ergänzen etwas, indem sie an seine Stelle treten. Dies ist im Hinblick auf das Konzept der Autorschaft stets zu berücksichtigen.

und Pastor des Städtelins Rübenhausen« tätig ist ([Schummel], *Spitzbart*, S. 1). Manfred Hettling zufolge begünstigte die Kleinstadt gerade Vorstellungen von Individualität, welche eine Integration unterschiedlicher Elemente zu einer umfassenden gesellschaftlichen Ganzheit zum Ziel gehabt hätten. Hettling spricht in diesem Zusammenhang von der Kleinstadt als einem »Modell«, in welchem »Bürgerliche und (Noch-nicht-)Bürgerliche zusammenfanden und ihre Unterschiede ausbalancierten« (Manfred Hettling, »Die Kleinstadt und das Geistesleben. Individuum und Gesellschaft um 1800«, in: Hans-Werner Hahn Dieter Hein (Hg.), *Bürgerliche Werte um 1800. Entwurf – Vermittlung – Rezeption*, Köln 2005, S. 273–290, hier: S. 275). Dieses Modell weist große Ähnlichkeiten auf mit dem horizontalen und nicht weiter unterteilten Aufbau des Schriftstellerlexikons von Meusel, das zeitgenössisch als »Adresskalender« beschrieben wird, wohl auch in Analogie zu den Adressbüchern, wie es sie ab dem 19. Jahrhundert für Städte in Deutschland gibt.

- 117 »Lektüre beginnt nicht mit dem ersten Wort des Textes, sondern mit der Lektüre von Begleittexten, die ihm vorausgehen, ihn umgeben und die Lektüre beeinflussen. Eine wirkliche Lektüre kurzer Texte (Titel, Verlagsankündigung, Waschzettel, Vorworte, Rezensionen, Referate) eröffnet die mögliche Lektüre umfangreicher Bücher – und erspart sie in den meisten Fällen.« (Heinz Schlaffer, »Der Umgang mit Literatur. Diesseits und jenseits der Lektüre«, in: *Poetica* 31 (1999), Nr. 1/2, S. 1–25, hier: S. 5.)
- 118 Gierl, »Kompilation und die Produktion«, S. 80. Gierl untersucht in seinem Aufsatz »systematisch betriebene Kompilation und ihre Funktion für die Wissensverwaltung der Aufklärung«. Erläuternd heißt es: »Als Kompilation werden hierbei das Arrangement von Textzitaten, Plagiate, aber auch Inhaltsauszüge und das kommentierte Zusammenstellen von Literaturverweisen betrachtet.« (Ebd., 63)

Rezidenten sind dabei nicht allein als Autoren zu betrachten, sondern auch als »Autorenmacher«. Besprechungen steigern mit ihren Auszügen und Paraphrasen die Bekanntheit von Büchern. Trotzdem sie die Wirkung der in Büchern enthaltenen Texte durch die Kontingenz der Vermittlung verringern, sorgen sie für ihre Einbindung in Diskurse, als »Knoten in einem Netz«.¹¹⁹ Bibliographien sind unter den Gegebenheiten des späten 18. Jahrhunderts nicht bloß ergänzende Hilfsmittel, sondern wirkmächtige Medien eines durch die *Historia literaria* definierten und legitimierten Wissens, das sich beinahe gar nicht aus Texten speist. Die Bibliographie traktiert anhand von Paratexten das Buch als Buch, sie generiert ein bibliographisches Wissen, für das der Autorname von herausragender Bedeutung ist.

¹¹⁹ Michel Foucault schreibt in die »Archäologie des Wissens«: »Die Grenzen eines Buches sind nie sauber und streng geschnitten: über den Titel, die ersten Zeilen und den Schlußpunkt hinaus, über seine innere Konfiguration und die es autonomisierende Form hinaus ist es in einem System der Verweise auf andere Bücher, andere Texte, andere Sätze verfangen: ein Knoten in einem Netz.« (Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M. 1981, S. 36) Interessant ist das von Foucault angesprochene »System der Verweise«, da sich dieses auf verschiedene Einheiten bezieht, nämlich Bücher, Texte und Sätze. Man könnte in dieser Reihe eine Zerlegung des Buches in immer kleinere Einheiten erkennen, wobei zu fragen wäre, was die Einheit des Buches auszeichnet, woraus sie sich zusammensetzt. So deutet sich im Hinweis auf den Titel eine Perspektive an, in der *Buch* nicht synonym für einen größeren Text steht, wie die Reihenbildung durchaus nahelegt. Sondern offenbar erfasst Foucault auch Paratexte als Bestandteile eines Buches, die allerdings nicht dessen »Grenzen« definieren. Man kann mit Foucault zu dem Schluss gelangen, dass dem Buch auch durch die Materialität des Artefakts keine »Grenzen« gesetzt sind, weil es durch ein einfaches Zitat zum »Knoten in einem Netz« werden kann. Dennoch ist die Buchform eine zu berücksichtigende Größe, unter anderem mit Blick auf die Werkform. Armin Schäfer erkennt in »Dr. Katzenbergers Badereise« einen Versuch Jean Pauls, »das Buch über die Grenzen des Buches hinauszutreiben«. »Dies ist eine Schreibweise, welche die Evidenz des Werkbegriffs verunsichert und die stabile Konfiguration der Texte ins Wanken bringt«, so Schäfer (Armin Schäfer, »Jean Pauls monströses Schreiben«, in: *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 37 (2002), S. 216–234, hier: S. 221). Zweifellos ist die Buchform um 1800 für die Werkform entscheidend, nicht zuletzt in dem Sinne, dass sich Autoren wie Jean Paul durch die an Parametern des Buchdrucks ausgerichtete Zusammenstellung von Texten für eine Publikation an Praktiken des Publizierens beteiligen, die von der Herstellung zurückführen zum Schreiben, im Sinne einer bewussten Anlage von Texten, welche die Materialität der Produktion in den Text übertragen, aber auch mit Blick auf Rückkopplungen, die sich z.B. durch Korrekturen ergeben oder den bogenweise erfolgenden Druck (siehe Kap. 4.3).

Michel Foucault erkennt im Autornamen eine »klassifikatorische Funktion«, denn »mit einem solchen Namen kann man eine gewisse Zahl von Texten gruppieren, sie abgrenzen, einige ausschließen, sie anderen gegenüberstellen«. Darüber hinaus führt der Name, so Foucault, zu einer »Inbezugsetzung der Texte zueinander«.¹²⁰ Foucault schreibt dem Autornamen also nicht die Funktion einer »Unifizierung von Papierstößen«¹²¹, sondern einer Organisation und Distribution von Texten innerhalb der Ordnung des Diskurses zu. Es sind Medien wie die in der Wissenskultur um 1800 allgegenwärtigen Bibliographien, die Autornamen in der diskursiven Praxis zuallererst auf die beschriebene Weise zum Funktionieren bringen. Grundlage dieser Medien sind allerdings nicht Texte, sondern durch Paratexte leicht zu erfassende »Papierstöße«. Zweifellos beziehen sich Paratexte auf Texte, aber zugleich auf die Artefakte, deren Teil sie zumeist sind und denen ihre spezifische Materialität einen Publikationscharakter verleiht, der unabhängig davon ist, ob es sich um unikale Privatdrucke oder Exemplare einer hohen Auflage handelt. Titelblätter sind hierfür das beste Beispiel. In Jean Pauls »Leben Fibels« wird die Funktionsweise des Autornamens parodistisch offengelegt. Der Roman präsentiert sich dabei als Schauplatz, auf dem die »Aneignung einer Subjektform«¹²² zu beobachten ist, nämlich die der Autorschaft, für welche die Funktion des Namens als basal anzusehen ist.

In dem Spätwerk Jean Pauls beschreibt der Biograph von Gotthelf Fibel, einem weithin unbekannten Schriftsteller, wie er auf diesen aufmerksam geworden ist: als Besucher einer »Bücher-Versteigerung«. »Sie bestand«, so heißt es über diese Veranstaltung, »anfangs aus 135 Bänden jedes Formats und jeder Wissenschaft, aber sämtlich (zufolge des Titelblattes) von einem Verfasser namens Fibel geschrieben.« (SW I.6, 373) Daran anschließend stellt sich der als »Jean Paul Fr. Richter« eingeführte Biograph in eine Reihe mit den Machern von »Das gelehrt Teutschland«, indem er sich selbst einen Literator nennt: »Vierzigjährige Literatoren wie ich können nicht genug darüber erstaunen über ihre sämtliche Unkenntnis eines solchen vielbändigen Verfassers«, wobei in »sämtliche Unkenntnis« die gängige Titelkonvention »Sämtlicher Werke« anklingt. Was in der Erzählung unmittelbar folgt, ist eine zehn Titel umfassende Liste von Schriften des entdeckten Autors. Diese umfasst neben einem Bibliothekskatalog auch ein keineswegs fiktives Periodi-

¹²⁰ Foucault, »Was ist ein Autor?«, S. 17.

¹²¹ Kittler, *Aufschreibesysteme*, S. 127.

¹²² Alkemeyer, »Subjektivierung in sozialen Praktiken«, S. 37.

kum (»Fibels Erlangische gelehrte Anzeigen, Jahrgang 1749«) sowie eine »Fibelii Biblia. Tondern 1737« (SW I.6, 373) – eine Bibel. Später erfährt die Leserschaft, wie dieses erstaunlich vermischt Werk zustande gekommen ist: Fibel hat seinen Namen auf die Titelblätter ersteigerter Bände gedruckt, um sich einen Autornamen zu machen. Der Roman beginnt freilich mit einer Fiktion, in welcher der Autoname seine Funktion nicht erfüllt, insofern als das erste und bekannteste Buch des Autors, dessen Lebensgeschichte erzählt wird, nämlich die im Selbstverlag erschienene »Bienrodische Fibel«, durch ihre hohe Verbreitung ihren Urheber vergessen lässt, weil das »Wort Fibel« (SW I.6, 372) auf dem Titel nicht mehr als Autoname aufgefasst wird. Vielmehr avanciert Fibel zum Begriff für eine angeblich von Gotthelf Fibel geprägte Gattung von Schulbuch. Erst durch die Bibliographie der von seinem Biographen ersteigerten Bücher wird der Autoname wieder als solcher erkennbar; es fällt ein Licht auf das Leben Fibels, das »Literatoren und Nekrologen« bis dahin entgangen sein soll. Stellvertretend genannt werden »Jöcher, Jördens, Meusel etc. etc.« (SW I.6, 369).¹²³

Hamberger setzte als Meusels Vorgänger die Maßstäbe, indem er in »Das geleherte Teutschland« systematisch Biographie und Bibliographie verband. Er ordnete die Schriften nicht unter fachlichen Gesichtspunkten, sondern allein alphabetisch nach den Namen ihrer Verfasser. Zwar lieferte der Gelehrte aus Göttingen keine Romane wie »Leben Fibels«, sondern hauptsächlich »einzelne Data«¹²⁴, aber trotzdem stiftete er in der übersichtlichen Ordnung des Lexikons einen bemerkenswerten Zusammenhang von Autor und Werk, ausgehend von der Person des Publizierenden. »Ich liefere keine Lebensbeschreibungen von Gelehrten, sondern mache sie nur ihren Namen, Vaterland, Alter und Stande nach bekant«¹²⁵, erklärt Hamberger zwar, er trägt aber trotzdem grundlegend dazu bei, die von ihm verzeichneten Namen in einen gelehrten Personenstand zu erheben: den des Autors. Dem bleibt auch sein Nachfolger verpflichtet: Jean Paul erwähnt später die »kurze prosaische Nachricht [...], auf welche in Meusels gelehrtem Deutschland [...] jeder Schriftsteller Anspruch macht« (SW II.3, 632).

¹²³ Jöcher gibt 1750/51 das *Allgemeines Gelehrten-Lexicon* mit über 60.000 Einträgen heraus, das später unter anderem von Johann Christoph Adelung fortgesetzt wird. Karl Heinrich Jördens, der zwischen 1806 und 1811 das von der Weidmannschen Buchhandlung aus Leipzig verlegte *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten* besorgt, widmet sich dem Leben ausgewählter Autoren in epischer Länge.

¹²⁴ [Ersch], »Ueber Litteratoren und Recensenten«, Sp. 4.

¹²⁵ Hamberger, Meusel, *Das geleherte Teutschland*, I (1767), [S. 10].

»Das gelehrte Teutschland« macht es möglich, die persönlichen Umstände eines Autors ebenso wie dessen Gesamtwerk als Kontext der Lektüre zu berücksichtigen. Es sind »kurze biographische Notizen«, die dazu dienen sollen, »den Leser in den Stand zu setzen, hie und da selbst zu beurtheilen, in wiefern die Lage des Verfassers im bürgerlichen Leben, der Standpunkt, von dem aus er die Sachen ansah, ihn zu diesem oder jenem Werke qualificierten«, wie Ersch allgemeiner im Hinblick auf die Bücherkunde formuliert.¹²⁶

Dass in dieser Hinsicht um 1800 ein großer Bedarf besteht, zeigen die Nachrichtendienste, um die sich Gelehrte in den deutschsprachigen Ländern regelmäßig bitten. So wendet sich im Dezember 1787 der aus der Schweiz stammende Arzt und Philosoph Johann Georg Zimmermann nach einem publizistischen Angriff durch den angeblich in der alten Heimat lebenden Johann Georg Heinzmann sogleich aus Hannover an seinen Freund Abraham Rengger in Bern und schreibt: »Sagen Sie mir doch, sobald es Ihnen möglich ist, (es würde mich sehr freuen, wenn es mit der ersten Post geschähe): wer ist Herr J.G. Hinzmann [sic!], der Herausgeber von Hallers Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst, (Bern 1787) und Verfasser der Vorrede zu diesem Buche?«¹²⁷ Schon der fehlerhafte Name – in einem vergleichbaren Fall fahndet Nicolai nach »Harder«, eigentlich Herder¹²⁸ – verdeutlicht den für Zeitgenossen hohen Stellenwert verlässlicher Angaben über die Akteure der Gelehrtenrepublik. Auf die globale Frage, wer Heinzmann sei, folgt bei Zimmermann eine Abfrage von Nationalität, Alter, Studienort, persönlichen Verhältnissen und Verbindungen. Es sind solche Fragen, auf die »Das gelehrte Teutschland« planmäßig Antworten zu geben verspricht.

¹²⁶ [Ersch], »Ueber Litteratoren und Recensenten«, Sp. 10.

¹²⁷ Johann Georg Zimmermann, *Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz*, hg. v. Albrecht Rengger, Aarau 1830, S. 57.

¹²⁸ Friedrich Nicolai, *Verlegerbriefe*, hg. v. Bernhard Fabian und Marie-Luise Speckermann, Berlin 1988, S. 43.

